



JONAS WINNER

**DIE
VERSTECKTE
STADT**

**BERLIN
GOTHIC 2**

THRILLER



JONAS WINNER

**DIE
VERSTECKTE
STADT**

**BERLIN
GOTHIC 2**

THRILLER

„Der neue Thriller von Jonas Winner (-)
faszinierendes Kopfkino“
Westfälische Nachrichten

Alle Infos über das
Berlin Gothic Universum
Band 1 - 7
auf:

jonaswinner.com

und

www.jonaswinner.de

[Facebook](http://www.facebook.com/jonaswinner) / [Twitter](http://www.twitter.com/jonaswinner)

[amazon](http://www.amazon.de)

vom gleichen Autor:

Davids letzter Film: Psychothriller, dtv

Berlin Gothic 1: „Berlin Gothic“

Berlin Gothic 2: „Die versteckte Stadt“

Berlin Gothic 3: „Xavers Ende“

Dezember 2011: Berlin Gothic 4

Februar 2012: Berlin Gothic 5

April 2012: Berlin Gothic 6

Juni 2012: Berlin Gothic 7

(Abschlussband)

© Jonas Winner

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
Recht der mechanischen, elektronischen oder
fotografischen Vervielfältigung, der
Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen, des Nachdrucks in
Zeitschriften und Zeitungen, des
öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder
Dramatisierung, der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen oder Video, auch
einzelner Text- und Bildteile sowie der
Übersetzung in andere Sprachen.

Eine Originalausgabe der
Berlin Gothic Media
ISBN 978-3-943542-03-5

Jonas Winner

BERLIN GOTHIC 2

Die versteckte Stadt

Thriller

PROLOG

1

Heute

Es ist, als ob eine schwarze Leinwand aufplatzen und darunter ein Schwall roten Gelees hervorbrechen würde. Dann ist Till wieder da.

Er starrt an die Betondecke über ihm.

Das Schnattern der Stimmen.

Felix' Gesicht taucht in seinem Blickfeld auf.

Till reißt sich hoch.

Felix sperrt die Augen auf und weicht zurück. „Was ist, Till? Geht's jetzt los?“

Tills Blick gleitet an seinem Körper herab. Er ist nackt, die Decke ist auf den Boden gerutscht.

Die Wellen reiten über seinen Leib hinweg.

„Was denkst du, Till? Gefällt's dir?“

Erst jetzt sieht Till den groben Faden, der sich durch seine Haut, sein Fleisch schlängelt. Deshalb brennen seine Beine, seine Arme! Der Faden hält seine beiden Schenkel zusammen, sein Unterarm ist an seine Hüfte genäht, seine beiden Oberarme an seine Brust! Wenn er sich bewegt, glüht sein ganzer Körper auf, als hätte man ihn in eine Steckdose gesteckt. Und zugleich wird das Gefühl der Beengung immer unerträglicher, immer rasender der Drang, das Korsett aufzusprengen, das sie ihm aus seinem eigenen Fleisch genäht haben.

„Wir haben alles sterilisiert, Till, wirklich.“ Felix öffnet den Mund wie

Kermit, ohne dass ein Lachen zu hören ist. Er macht einen Satz nach vorn, ergreift Tills Hand, die hilflos vom angenähten Arm am Oberschenkel herabhängt. Schüttelt sie. „Siehst du. Da ist noch Gefühl drin.“ Er zuckt scheinbar erschrocken zusammen. „Oder?“

Till schreit. Die Kraft scheint sich direkt aus seiner Wirbelsäule heraus zu entwickeln. Dann reißt er. Erst hakt es - er spürt, wie sich sein Fleisch dehnt - zugleich überspült ihn eiskalte Wut. Es ruckt, der Riss scheint mitten durch ihn hindurchzugehen. Heiß fühlt er sein Blut an seiner Seite herunterrinnen.

„BRAVO!“ Felix klatscht, Till sieht, wie die Dunkelgestalten in dem Raum sich um ihn drängen.

„Er hat ihn abbekommen“, ruft Felix und wendet sich wie ein Conférencier an die Nachtwesen, die ihn umgeben. „Bravo Till, ich wusste, dass du dich nicht unterkriegen lassen würdest!“

Aber da hört Till Felix' Stimme nur noch leise, wie gedämpft, durch einen Schleier hindurch. Alles geschieht wie verlangsamt, wie beschwert, wie entrückt. Er spannt seinen linken Arm an. Stößt den Ellbogen nach hinten. Die Naht platzt auf, das Blut fließt an seiner Seite herab. Er wirft sich nach hinten auf die Matratze, zieht die zusammengenähten Beine an den Bauch - SCHREIT - und reißt sie auseinander. Für einen Moment glaubt er, das Bewusstsein zu verlieren. Der Schmerz ist so gewaltig, so real, so körperlich, als würde ein Gebirge auf ihn herabstürzen. Dann schwingen seine

Beine frei durch die Luft. Er rollt von der Matratze herunter, sieht die Gestalten von ihm wegdrängen - und richtet sich tropfend, taumelnd, schreiend neben dem Bett auf.

Es ist nicht zu verstehen, was er brüllt, es ist ein Schrei, mit dem er die Ohnmacht von sich abhalten will, während er spürt, wie das Blut aus ihm herausläuft.

Schemenhaft sieht er den Mann mit dem verbreiterten Mund an seine Seite treten, ihm eine Spritze in den Oberschenkel rammen - ein feines Pieken, das sich von der Schmerzwand, die ihn durchzieht, gerade noch abhebt.

„Ein bisschen Adrenalin, Till, das wolltest du doch, oder?“ Felix hat die Unterlippe nach innen gerollt.

Wieder sticht die Spritze in Tills Schenkel, er fühlt, wie das Hormon in seinen Körper gedrückt wird.

2

Ist es *Frederik* - der die Wohnung doch noch nicht verlassen hat?

Claire wagt es nicht, seinen Namen zu rufen.

Denn wenn es Butz ist -

Wie kann er ...

Ihre Gedanken wirbeln durcheinander. Hat er doch etwas bemerkt - ist es seine Art, sie zur Rede zu stellen?

Sie fühlt die Hand des Mannes, der hinter sie getreten ist, der ihren Nacken gepackt hat und sie nach vorn über den Schreibtisch drückt - da berührt seine andere Hand sie zwischen den entblößten Schenkeln, drängt nach oben -

Sie reißt sich los. Fährt herum.

Es ist Butz. Sie kann sehen, wie die Erregung ihn in der Gewalt hat.

„Was fällt dir ein!“, will sie ihn anschreien - aber ... weiß er etwas - oder nichts?

Sein Kopf neigt sich nach vorn, seine Hände schieben den Morgenmantel auf, drücken sie auf den Schreibtisch.

Ohne es zu wollen, entfährt ihr ein Keuchen - Claire spürt, dass es klingt wie ein Stöhnen - und merkt, dass er nicht mehr zu halten ist.

Seine Hände gleiten ihre Arme entlang, strecken sie über ihren Kopf nach oben ...

Claire dreht den Kopf zur Seite. Sie fühlt, wie ihr die Tränen aus den Augenwinkeln rinnen, aber kein Laut entfährt ihr mehr.

Warum sagt sie ihm nicht alles - sofort?!

Sie muss ihn von sich stoßen - aber sie kann nicht.

Sie hat ihn geliebt. Er war immer für sie da. Sie muss es ihm sagen, aber nicht jetzt.

Sie schließt die Augen.

Konstantin ist immer ein guter Liebhaber gewesen. Vielleicht ein wenig unbeholfen, aber leidenschaftlich, ehrlich und liebevoll.

Sie kennt ihn besser als jeden anderen, sie kann sehen, wie ihn das Verlangen nach ihr fast versengt. Es steht in seinen Augen, sein Körper scheint es zu schreien, sie kann fühlen, wie ihr Leib, ihre Brüste, ihr Haar, ihre Schenkel, ihr Bauch ihn fast um den Verstand bringen. Wie jede Berührung ihrer Haut ihn aufpeitscht. Wie die Anspannung, die ihn im Griff hat, fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert wird. So sehr, dass die Glut, die sie in ihm entfacht, sie fast selbst wieder ansteckt.

‘Ich kann nicht.’

Ihr Gesicht verzieht sich, sie spürt, wie sein Blick darauf fällt, dreht den Kopf und öffnet die Augen. Bestürzt schaut er sie an, in der Bewegung erstarrt. Sein Daumen wischt ihr über die tränennasse Wange. Claire rollt sich zur Seite über den Schreibtisch - sich ihrer Nacktheit nur zu bewusst. Sich nur zu bewusst, wie ihr Anblick ihn ins Herz trifft. Sie beugt sich zum Bademantel, hebt ihn auf.

Butz steht vor ihr wie ein versteinerter Muskel.

Sie kann ihm nicht helfen.

Ohne ein Wort zu sagen, schlüpft sie aus dem Raum.

3

„Sind Sie sicher?“

„Absolut.“

Butz sieht dem Kollegen ins Auge. Der Beamte erwidert seinen Blick mit großer Ruhe - muss schließlich sogar grinsen. „Was denn - so unvorstellbar ist das doch gar nicht!“

Butz blickt auf den Labortisch, auf dem der Akkubohrer liegt. Er kennt die Abteilung für Kriminaltechnik gut. Schon als junger Polizist ist er vor etlichen Jahren von ihr fasziniert gewesen. Ein ganzer Häuserblock gegenüber vom LKA in Tempelhof voll mit High-Tech-Equipment zur Untersuchung von Spuren. Eine Art Wissenschaft für sich. Ein Bau, in dem sich die Puzzler und Tüftler, die Nerds von der Polizei tummeln.

„Es kann eigentlich nur ein *Mann* gewesen sein, er hat den Laden vom Bauwagen förmlich mit bloßer Hand aufgerissen“, sagt der Kriminaltechniker und nickt zu ein paar Fotos vom Tatort, die auf dem Labortisch liegen.

„Aus dem Bauwagen hat er sich den Akkubohrer geholt.“

Der Beamte nickt. „Die Spuren sind durch den Regen alle verlaufen, aber ich nehme an, dass er das Opfer, die Frau, bereits dort hatte.“

„Und wie ist dann die Wunde am Bauch entstanden?“

Der Kollege ist wieder ernst. „Sie wird bereits auf dem Boden gelegen haben.“

Butz sieht ihn an.

Der Kriminaltechniker nimmt den schweren Baustellenbohrer, dessen Spitze gut vierzig Zentimeter herausragt, vom Tisch und hält das Gerät mit beiden Händen vor sich hin. „Er muss sich vor sie gestellt haben“, der Beamte geht ein wenig in die Hocke, „dann hat er zugestoßen“, er knickt die Beine ein und lässt beide Arme in einer harten, entschlossenen Bewegung nach unten schnellen, „genau in den Solarplexus, wobei er die ganze Wucht seines Körpers hinter den Stoß gelegt haben dürfte.“

Butz holt Luft.

„Aber er hat die Waffe nicht nur zum Stoßen benutzt“, fährt der Beamte fort und sieht zu Butz auf, noch immer in der Hocke mit vorgestreckten Armen, „er hat das Gerät auch eingeschaltet.“

„AHH!“ Unwillkürlich zieht Butz den Rücken seiner linken Hand vor den Mund.

Der Beamte richtet sich wieder auf, legt den schweren Bohrer zurück auf den Tisch. Für einen Moment stehen die beiden Männer betroffen nebeneinander, versuchen, mit den Bildern fertig zu werden, die ihnen durch den Kopf schießen.

„Warum hast du Claire in deinem Zimmer bedrängt“, zischelt es in Butz. „Du hast doch gemerkt, dass sie nicht wollte!“

Vergeblich versucht er, die Erinnerung nicht an sich herankommen zu lassen. Sie hat vor seinem Schreibtisch gestanden, in ihrem Bademantel ... er hat gewusst, dass sie darunter nichts anhaben würde ... er hat sich nicht zurückhalten können, hat den Stoff hochgeschoben, ihre nackte Haut, die von

der Dusche noch ein wenig feucht war, darunter entblößt, ihren Nacken festgehalten, sie nach vorn über den Schreibtisch gedrückt, für einen Augenblick unfähig innezuhalten, obwohl er doch spüren konnte, dass sie nicht auf ihn eingehen wollte, für einen Moment von ihrem Anblick wie unterjocht, wie gefangen in der Sucht, sie zu berühren, sie in seinem Griff zu spüren - bis sie sich ihm fast gewaltsam entwinden musste ...

„Und die Frau auf dem Parkplatz?“ Butz zwingt sich, die Gedanken an das, was gestern Abend in seinem Arbeitszimmer passiert ist, beiseite zu schieben.

„Keine Tatwaffe.“

„Ihr Gesicht - das ... es ist ...“

Der Beamte nickt nachdenklich. „Man muss ihr mit der Hand die Verletzungen zugefügt haben.“

„Mit der Hand ...“

„Wir haben Ihnen die Unterlagen über ähnlich gelagerte Fälle ja zugeschickt“, fährt der Kollege fort. „Es stimmt schon, die beiden Frauen, die beiden Opfer von der Baugrube und dem Parkplatz ... im Grunde genommen sind sie mit keiner anderen Tat vergleichbar, die wir hier registriert haben ...“

Der Kriminaltechniker wendet sich noch einmal zu den Unterlagen, die auf dem Labortisch liegen, und nimmt ein paar Aufnahmen hoch, die in der Rechtsmedizin angefertigt worden sind. Sie zeigen die Knie und Handflächen der zwei Leichen. „Offensichtlich haben sie versucht zu fliehen.“ Die Abschürfungen sind deutlich

erkennbar.

„Auf Knien?“

„Die Frau aus der Baugrube muss einige hundert Meter darauf gerutscht sein.“ Der Beamte deutet auf ein Paar Pumps, die in einem durchsichtigen Plastiksack ebenfalls auf dem Tisch liegen. „Der Absatz ist abgebrochen - das sind die Schuhe von der Frau auf dem Parkplatz. Auch sie dürfte geflohen sein. Und hier“, er hält Butz die Aufnahme einer blutigen Handfläche hin, „sie ist mehrfach gestürzt, aber immer wieder aufgestanden und weiter gerannt ...“

„Gibt es Anzeichen für eine Vergewaltigung?“

„Herr Butz?“ Eine Stimme hinter ihnen unterbricht sie.

Butz sieht sich um. Ein junger Assistent kommt auf ihn zu, eine große Papptrolle unter dem Arm.

„Nein“, hört Butz den Kollegen von der Kriminaltechnik neben sich, „nichts dergleichen.“

„Was denn?“ Butz sieht dem Assistenten entgegen.

„Die Pläne vom Bauamt sind da. Ich habe sie gleich mitgebracht.“

„Okay - gut.“ Butz wirft dem Kriminaltechniker einen Blick zu. „Können wir die hier ansehen?“

„Klar.“ Der Beamte schiebt ein paar Geräte auf dem Labortisch beiseite, um Platz zu schaffen. Gleichzeitig holt der Assistent einen großen Bogen aus der Papptrolle.

„Hier.“ Er breitet den Plan auf dem Tisch aus.

Butz sieht erstmal nur graue Flächen, schwarze, feine Linien und winzige Beschriftungen.

„Das ist der Baugrund Invalidenstraße.“ Der Assistent fährt mit dem Finger einen Bereich entlang, den Butz jetzt als die Straße wiedererkennt, auf der er gehalten hat. „Hier sind die Tunnel der Kanalisation eingezzeichnet - unterhalb der Straße. Und jeweils die Zu- und Abflüsse aus den anliegenden Häusern.“

Butz stützt die Arme auf den Tisch und vertieft sich in den Plan. „Okay.“

„Hier verläuft ein Tunnel ... der ist alt, aus den Gründerjahren, 1905 oder 1910“, erläutert der Assistent, „... der führt an der Rückseite des Baugrunds entlang ... aber dort, wo Sie den Stollen in der Sandböschung gesehen haben“, seine Hand deutet auf einen Bereich, in den nichts eingetragen ist, „da ist kein Tunnel verzeichnet.“

Butz hält den Blick gesenkt. Er hat sich das doch nicht eingebildet! Er ist in dem Scheißtunnel doch fast verreckt!

BERLIN GOTHIC 2

Erster Teil

1

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Lisa hatte sich die ersten zwei Wochen, die Till bei den Bentheims verbrachte, weitgehend zurückgehalten. Da sie Till vor Max kennengelernt hatte, hatte sie unwillkürlich das Gefühl gehabt, es würde zwischen ihr und Till ein besonderes, geheimnisvolles Einverständnis bestehen. Bald jedoch hatte sie feststellen müssen, dass Max, der seinen neuen Freund kaum mehr eine Minute allein ließ, Tills ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Morgens, wenn langsam Leben ins Haus kam, stürmte er noch im Schlafanzug in Tills Zimmer, kam dann mit ihm zusammen an den Frühstückstisch und rannte - noch bevor Lisa aufgegessen hatte - mit Till in den Garten, um sich Hals über Kopf in die Unternehmungen des Tages zu stürzen. Meist kamen die beiden Jungen nur kurz zum Mittagessen zurück, um danach bis zum Abend verschwunden zu bleiben, manchmal bekam Lisa sie den ganzen Tag nicht zu sehen.

Gleichwohl war sie froh, dass Max endlich einen Freund gefunden hatte, mit dem er sich wirklich gut zu verstehen schien. Gerade in den letzten Jahren war ihr Bruder, den sie über alles liebte, immer eigenbrötlerischer und grüblerischer geworden. Sie konnte regelrecht spüren, wie er unter Tills Einfluss aufblühte, wie er die Gegenwart des zurückhaltenden,

besonnenen Jungen genoss und wie er zugleich darin schwelgte, mit Till jemanden gefunden zu haben, dem er sich ganz anvertrauen konnte. So war aus dem verschlossenen, schwierigen Max der letzten Jahre binnen weniger Tage wieder der fröhliche, ausgelassene Junge geworden, der er auch früher gewesen war - früher, zu einer Zeit an die Lisa sich nur noch vage erinnerte, in jedem Fall aber zu einer Zeit, als ihr Vater und Max noch nicht beinahe täglich aneinander geraten waren.

Lisa konnte sich nicht genau entsinnen, wann Max begonnen hatte, sich in sich zurückzuziehen. Was sie jedoch wusste, war, dass ihr Vater ihm, je mehr Max abgeblockt hatte, umso unerbittlicher zugesetzt hatte. Davon, ihrem Vater deshalb einen wenn auch nur stillschweigenden Vorwurf zu machen, war Lisa jedoch weit entfernt. Viel zu fasziniert war sie schon immer von ihrem Vater gewesen, dessen große, dunkle Gestalt für sie der Inbegriff des Mächtigen und des Geheimnisvollen war, der aber auch etwas Bedrohliches hatte. Ein Geschöpf, das zu kontrollieren ihre Kräfte bei weitem überstiegen hätte, das zu beherrschen ihr zugleich jedoch diffus wie ein Ziel vorschwebte, mit dem sie sich auseinandersetzen wollte, wenn sie ein wenig älter sein würde. Nicht nur körperlich älter, sondern auch weitsichtiger im Kopf, wenn ihre Gedanken sich nicht mehr so schnell verheddern, ihre Ideen nicht so schnell überschlagen und ihr Mut so schnell sinken würde.

Lisa richtete sich im Bett auf und

lauschte. Stundenlang, so schien es ihr, hatte sie Max und Till nach dem Abendessen vor ihrer Tür noch hin und her rennen hören, bis die Mutter schließlich von unten heraufgerufen hatte, dass jetzt endgültig Schlafenszeit sei und sie den Vater holen würde, wenn nicht umgehend Ruhe einkehrte. Obwohl alle wussten, dass ihre Mutter das kaum tun würde, da der Vater im Gartenhaus arbeitete, bestand doch immerhin die Möglichkeit, dass sie ernst mache. Das aber würde heißen, dass der Vater, von der Arbeit gestört, mit einer Laune aufkreuzen würde, die nichts Gutes verhieß. So hatte sich Max denn auch tatsächlich von der Drohung der Mutter einschüchtern lassen und es war langsam Ruhe in dem Flügel des Hauses eingekehrt, in dem sich die vier Schlafzimmer der Kinder befanden. Das von Lisa, das von Max, das neue von Till, und das große, in dem die beiden kleinen Schwestern schon seit fast zwei Stunden schlummerten.

Lisa griff nach der Fernbedienung, die auf ihrem Nachttisch lag und mit der sie die kleine Stereoanlage auf ihrer Kommode steuern konnte. Sie stoppte die Musik, die noch leise gespielt hatte, schwang sich aus ihrem Bett und schlich vorsichtig zur Tür. Als sie sie öffnete, lag die Diele ruhig und dunkel vor ihr. Alle Zimmertüren, die davon abgingen, waren geschlossen.

Lisa trat in die Diele hinaus, schloss die Tür hinter sich und ging lautlos auf das Zimmer zu, das dem Ihrigen direkt gegenüber lag. Vor der Tür blieb sie stehen und lauschte erneut. Aus dem Zimmer drang

kein Laut nach draußen. Sollte sie klopfen? Aber dann entschloss sie sich, die Klinke einfach vorsichtig herunterzudrücken.

Als Lisa das Zimmer betrat, sah sie Till im Dunkeln aufrecht in seinem Bett sitzen. Sie blieb an der Tür stehen.

„Schläfst du schon?“ Blöde Frage, dachte sie.

„Nein.“ Er beugte sich vor und knipste die Lampe auf seinem Nachttisch an. Ein weiches Licht breitete sich in dem Zimmer aus. Till trug einen der gestreiften Schlafanzüge von Max und Lisa konnte ihm deutlich ansehen, dass er mit ihrem Besuch nicht gerechnet hatte.

„Darf ich mich kurz setzen?“

Till zögerte. „Deine Mutter klang ziemlich sauer ...“

Da machte sich Lisa nicht ganz so viele Sorgen. Wenn die Mutter Max etwas androhte, dann galt das noch lange nicht für sie. Und schon gar nicht, wenn es darum ging, irgendwann Ruhe zu geben. Ohne weiter um Erlaubnis zu bitten, setzte sie sich auf die Kante von Tills Bett. „Ihr seid ja ziemlich unzertrennlich in letzter Zeit - Max und du.“

Till musterte sie. Offensichtlich fragte er sich, was sie von ihm wollte.

„Hmh.“ Es klang abwartend.

„Max ist froh, dass du jetzt bei uns bist.“

Till lächelte etwas hilflos. Es war unverkennbar, dass das Lob ihn in Verlegenheit brachte. „Um das zu sagen bist du gekommen?“

„Stört es dich? Soll ich wieder gehen?“

Er grinste. „Nein, schön dass du mich mal besuchst.“

Sie spürte, dass er jetzt das Gefühl hatte, sie zum Bleiben ermuntern zu müssen - aber das brauchte er nicht. „Ich wollte mit dir über Max reden“, sagte sie.

„Was ist denn mit ihm?“

Sie suchte nach Worten. Till lehnte sich gegen die Wand hinter dem Kopfende seines Bettes und wartete.

„Es ist nicht direkt Max“, sagte sie schließlich, „es ist ... ihr beide, weißt du?“ Sie schaute auf und ihre Blicke trafen sich. „Seit du da bist, hockt ihr zusammen und ... keiner weiß, was ihr die ganze Zeit eigentlich macht.“

Till grinste ein wenig.

„Ist ja nicht schlimm“, fuhr Lisa fort. „Max hat mir sowieso nicht immer alles erzählt ... aber ... ich meine ... so wie jetzt war es noch nie. Ich weiß gar nicht mehr, was ihn beschäftigt.“ Sie schwieg kurz, bevor sie leise hinzufügte: „Ich hab meinen Bruder lieb, weißt du.“

„Ist doch klar“, fiel ihr Till ins Wort. „Red' doch einfach mal mit ihm. Wir machen nicht viel ... spielen meistens. Er zeigt mir seine Sachen. Davon konnte ich im Heim nur träumen ...“

„Ja, aber ... das ist es doch nicht ... ihr habt doch was vor“, bohrte sie weiter, „das merke ich doch. Ich kenne Max doch. Er ist ganz aufgereggt - und wenn ich ihn frage, warum, weicht er mir aus.“

Till sah sie an. „Und jetzt willst du von mir wissen, was wir die ganze Zeit machen.“

„Warum nicht?“ Trotzig erwiderte sie

seinen Blick. „Du weißt doch, dass du mir vertrauen kannst. Als du mir in der Küche erzählt hast, dass du aus dem Heim weggerannt bist, habe ich das auch nur Max erzählt und meinen Eltern nichts davon gesagt.“

Till blickte auf seine Decke und schien nachzudenken.

„Du musst mir ja kein Geheimnis verraten oder sowas“, beschwichtigte sie ihn. „Ich wollte nur mal hören ... weißt du, Max ist manchmal schon leichtsinnig. Früher hat meine Mutter immer zu mir gesagt, dass ich auf ihn aufpassen soll. Dabei ist er doch der Ältere. Aber Max verliert manchmal ... jedes Maß - so sagt Mama das. Er verrennt sich in irgendwas und dann gibt es für ihn kein Halten mehr. Letztes Jahr hat er wie besessen Schach gespielt, zum Beispiel. Alle mussten immerzu Schach mit ihm spielen, er konnte an fast nichts anderes mehr denken. Er war davon völlig ausgefüllt. Dann ist ihm Schach wieder völlig egal und er redet nur noch von Leichtathletik, die Rekorde, die Turniere, die Sportler, ist davon besessen ... jetzt frage ich mich natürlich: Was ist es diesmal, was treibt ihn um? Bei den anderen Sachen hat er ja meistens geantwortet, wenn man ihn danach gefragt hat, aber diesmal ...“

Till sah sie an. Er hat schöne, helle Augen, dachte sie. Jetzt, wo ihre Mutter dafür gesorgt hatte, dass ihm beim Friseur der Kinder die Haare gestutzt wurden, sah man, was für ein offenes Gesicht Till hatte. Aus dem heraus seine Augen einen

anspringen, vorsichtig über einen hinweg streichen - oder matt schimmern konnten, als würde sich sein Blick nach innen gerichtet haben.

„Ich würde dir gern helfen“, sagte er. „Aber Max hat mich gebeten, mit niemanden darüber zu reden.“

„Also stimmt es“, rief sie. „Ihr macht irgendetwas und haltet das absichtlich geheim!“

Till beugte sich vor und lachte leise. „Mach dir keine Sorgen, Lisa, es ist nichts Gefährliches, wirklich. Max wird dir bestimmt alles erzählen, wenn es soweit ist. Und das kann ich dir jetzt schon sagen: Mit ihm ist alles okay. Kein Grund zur Aufregung.“

„Aber wenn was ist, sagst du mir Bescheid, ja? Versprichst du mir das?“ Sie guckte Till bittend an. Er erwiderte ihren Blick prüfend.

„Wie meinst du das?“

„Nichts weiter, einfach ... du weißt schon, wir können dann ja reden.“

„Ohne dass Max etwas davon erfährt?“

Die Frage hing wie ein schiefer Ton in der Luft. Lisa spürte, wie ein Hauch über ihre Haut strich und sie eine Gänsehaut bekam. Hatte sie sich verraten?

„Ist das blöd?“, fragte sie, unsicher, wie sie versuchen sollte, die Situation zu retten.

„Max ist mein Freund“, sagte Till leise. „Ich will nichts hinter seinem Rücken machen.“

Sie nickte. „Natürlich nicht ...“ Sie schämte sich. Er hatte recht, dabei hatte

sie es gar nicht böse gemeint.

„Warum redest du nicht selbst mit ihm“, fragte Till noch einmal, offensichtlich bestrebt, die Angelegenheit nun richtig zu klären.

„Er weicht mir aus, habe ich doch schon gesagt.“

„Was genau macht dir denn Sorgen?“

„Nur so ...“

„Was ,nur so'? Was soll das heißen?“

Till runzelte die Stirn - und Lisa spürte, dass er es jetzt genau wissen wollte. Dass sie kurz davor stand, das Vertrauen, das er ihr wie selbstverständlich von Anfang an entgegengebracht hatte, zu verspielen. Sie beschloss, die Flucht nach vorn anzutreten.

„Es ist mein Vater, weißt du? Er hat mich gebeten, mit dir zu sprechen.“

„Dein Vater?“ Till war regelrecht zusammengezuckt. „Er hat dich gebeten, mich über Max auszuhorchen?“ Sein Gesicht schien hellrot übergossen.

Lisa nickte. „Es ist nichts Schlimmes, er will nur ... er will Max besser verstehen, sie reden kaum noch -“

„Und du kommst hier rein und tust so, als wolltest du mit mir über Max reden - während in Wirklichkeit dein Vater dahinter steckt?“ Till verzog das Gesicht.

„Ja ...“ Betroffen blickte sie auf die Bettdecke. „Ich hab's dir doch jetzt gesagt. Wirst du meinem Vater davon erzählen?“

„Herrje!“ Till schlug auf die Bettdecke. „Was ist denn los mit dir? Natürlich nicht!“

„Aber ...“ Sie war verwirrt. „Dann hintergehst du ihn doch auch.“

„Deinen Vater? Das ist was anderes. Ich bin doch nicht mit ihm befreundet.“

„Sondern mit mir“, hörte Lisa sich leise sagen – und blickte auf. In Tills Gesicht. Er lächelte. „Na klar.“ Das klang, als würde er es zu einem seiner Kumpel sagen. „Mach dir keine Sorgen um Max“, fügte er hinzu. „Ich pass auf ihn auf.“

Sie nickte. Und hatte plötzlich das Gefühl, dass Till das nicht nur so dahinsagte, sondern dass es stimmte: Er würde auf ihren Bruder aufpassen. Till würde dafür sorgen, dass Max, der so leicht in Scherereien geriet, nichts zustieß. Und als ihr das klar wurde, war sie Till nicht nur unendlich dankbar, sondern sah mit einem Mal auch mehr in ihm als nur einen Jungen, den sie gern anschaute. Er schien ihr plötzlich erwachsener als ihr Bruder, erwachsener als die Jungen in ihrer Klasse, mit denen sie nicht so viel anfangen konnte. Es war ein Gefühl der Zuneigung, das sich vage in ihr regte, ein Gefühl, wie sie es noch nie erlebt hatte, das sie nicht einordnen konnte und das sie verwirrte. Und zugleich doch ein Gefühl, das sie vielleicht mehr aufregte als alles, was sie in ihrem elfjährigen Leben bisher erlebt hatte.

„Mach schon!“

Max winkte hastig - auch ein wenig ärgerlich, weil Till sich, wie er fand, reichlich ungeschickt anstellte. Max stand in der Halle, von der aus die Treppe ins obere Stockwerk führte. Am Fuß der Treppe kauerte Till und sah ihn mit aufgerissenen Augen an. Durch zwei Türöffnungen an der anderen Seite der Halle hindurch konnte Max bis hinunter in die Küche schauen, in der sich seine Mutter gerade mit Rebecca unterhielt. Gedämpft waren die Stimmen der beiden Frauen zu hören, die über das Buffet sprachen, das bereits seit den Vormittagsstunden vorbereitet wurde und für den morgigen Empfang gedacht war.

Till huschte durch die Halle auf Max zu. „Können wir nicht einfach fragen?“, raunte er und sah Max zweifelnd an.

Fragen! Natürlich konnten sie nicht fragen. Denn die Antwort würde sein, dass sie sie sich *nicht* anschauen durften! Also war es besser, gar nicht erst danach zu fragen, denn dann verstieß man wenigstens nicht gegen ein ausdrücklich ausgesprochenes Verbot. Oder vielmehr gegen ein ausdrücklich *erneuertes* Verbot. Denn ausdrücklich verboten hatte es ihnen die Mutter ja bereits, die Bücher des Vaters anzusehen. Aber das war schon länger her, damals war er ja noch kleiner gewesen. Und also galt das Verbot vielleicht nicht mehr, oder?

Anstatt zu antworten, zog Max Till am Arm

Richtung Wohnzimmer. Sie mussten sich beeilen. Ewig würde seine Mutter nicht mehr brauchen, um das Essen mit Rebecca zu besprechen. Und danach würde sie sich wahrscheinlich ins Wohnzimmer setzen, um zu telefonieren oder die Zeitung zu lesen ...

Durch die breite Schiebetür betrat Max geräuschlos das Wohnzimmer und lief entschlossen auf das Regal neben dem Kamin zu, in dessen oberstem Fach - wie er wusste - die Ausgaben der Bücher seines Vaters standen. Im Vorbeigehen packte er den Sessel und hob ihn hoch. Das Möbelstück war schwer, aber Till half ihm und so stand der Sessel kurz darauf vor dem Regal. Max nickte Till zu: Till sollte sich auf den Sessel stellen und ihm Räuberleiter machen.

Max spürte, wie Till tiefer in das Polster sank, als er mit nacktem Fuß in Tills zusammengelegte Hände trat. Till richtete sich auf und Max rutschte an dem Regal entlang nach oben. Er drückte ein paar Buchrücken ein, die er nachher wieder hervorziehen musste, sonst würde noch auffallen, dass sie sich an dem Regal zu schaffen gemacht hatten. Dann setzte er seinen noch freien Fuß auf eines der Regalbretter und hielt sich fest.

„Gib den Beutel“, zischte er zu Till nach unten.

Till fischte den Leinensack, den er in einen Ärmel seines Schlafanzugs gesteckt hatte, hervor und reichte ihn nach oben. Max nahm eine Ecke des Beutels zwischen die Zähne, sodass die Öffnung herunterhing, und griff in das Fach, in dem die Ausgaben seines Vaters standen. Es waren

Taschenbuchausgaben, gebundene Ausgaben, die verschiedensten Übersetzungen, Bände mit Erzählungen, Anthologien, Neuausgaben, Luxusausgaben - er achtete nicht darauf. Entscheidend war nur, so schnell wie möglich wenigstens ein paar von den Bänden in den Beutel zu werfen. In Ruhe ansehen konnten sie sie sich dann in seinem Zimmer.

Hastig schloss Max die Lücken, die die entnommenen Bände hinterließen, indem er einige Bücher, die in zweiter Reihe standen, hervorholte und dort einfügte. Das ganze Fach war ohnehin nicht geordnet und niemandem würde auffallen, dass er sich dort bedient hatte. 'Ich hätte das schon viel früher machen sollen', dachte er.

Seit Till ihm berichtet hatte, was für einen merkwürdigen Text sich sein Vater in der Nacht vor zwei Wochen selbst vorgelesen hatte, hatten Till und Max begonnen, den Vater heimlich zu beobachten: Wenn er beim Essen mit ihnen am Tisch saß, wenn er morgens das Haus verließ, um an seinen Schreibtisch zu gehen, wenn er hin und wieder mittags nach Hause kam, um ein paar Angelegenheiten mit Max' Mutter zu besprechen. Vorsichtig hatte Max auch versucht, seine Mutter über seinen Vater auszufragen, zumindest das Gespräch auf ihn zu bringen, nachzufragen, wie und wo genau sie sich eigentlich kennengelernt hatten. Aber je mehr er sich bemüht hatte, desto klarer war ihm geworden, dass es eigentlich nur einen Weg gab, um über die immergleichen Äußerlichkeiten hinaus - auf die sich, wie er fand, die Auskünfte seiner Mutter beschränkten - etwas Genaueres über

seinen Vater in Erfahrung zu bringen: Er musste sich endlich einmal seine Bücher ansehen!

„Hier!“

Er ließ den Sack neben Tills Füße in den Sessel fallen. Dann trat er zurück in die Hände, die Till wieder ineinander verschränkt hatte, und rutschte am Regal herunter.

3

Das meiste von dem, was Max in dieser Nacht las, verstand er nicht. Er wusste, dass er sich vielleicht hätte Zeit lassen sollen, dass er mit einem Buch hätte beginnen und die anderen ein paar Tage lang im Schrank unter seinen Hemden oder zwischen den Spielen hätte verstecken können. Die Sorge, Jenna, die bei ihnen sauber machte, könnte darauf stoßen, wenn sie seine Sachen aufräumte, oder die Mutter könnte die Bücher entdecken, wenn sie nachsah, ob er neue Hosen bräuchte, ließ Max jedoch keine Ruhe. Also entschied er, dass sie die Bücher bereits am nächsten Tag wieder würden zurückbringen müssen, dass sie die Nacht jedoch nutzen könnten, um sich einen ersten, groben Überblick zu verschaffen. Das allerdings hatte zur Folge, dass Max hastig eins nach dem anderen aufschlug, zu lesen begann, und - noch bevor er sich überhaupt auf die Geschichte einlassen konnte - den Band schon wieder zuschlug, um zum nächsten zu greifen. Vielleicht beruhte diese Sprunghaftigkeit aber auch darauf, dass er fürchtete, in einem der Bücher auf Dinge zu stoßen, die er doch lieber gar nicht erst erfahren hätte.

Die Geschichte des ersten Buchs, das er zur Hand nahm, schien auf einem Raumschiff zu spielen, das in zukünftigen Jahrhunderten das Universum durchkreuzte - eine Geschichte, in der es, wie Max dem Klappentext entnahm, um „Zeitparadoxa“

ging. Ein Hinweis, den er interessiert zur Kenntnis nahm, der ihn jedoch auch ein wenig beunruhigte, weil er vermutete, dass er zwar *glauben* würde, diese Geschichte zu verstehen - sie aber nicht *wirklich* verstehen würde.

Er legte das Buch zur Seite und griff nach einem ganz in schwarz eingeschlagenen Band, auf dem erst dann, wenn man ihn ein wenig im Licht drehte, der Titel *Durst* und der Name seines Vaters zu erkennen waren. Schon beim Überfliegen der Seiten wurde deutlich, dass es sich um einen Roman handelte, der aus Tagebucheintragungen, Auszügen anderer Bücher, Zeitungsartikeln und Protokollen zusammengesetzt war. Max begriff, dass es die Geschichte eines jungen Mädchens war, das von einem Drang geplagt wurde, den ihre Eltern in ihrer Ratlosigkeit und Verzweiflung für eine Besessenheit vom ... ja vom Teufel hielten. So dauerte es nicht lange und die Eltern sahen sich gezwungen, einen Priester damit zu beauftragen, sich ihrer Tochter anzunehmen. Max' Vater hatte die Ereignisse in der preußischen Provinz des 18. Jahrhunderts angesiedelt und in Passagen, die mehrere Kapitel füllten, haarklein ausgesponnen, wie die Abgesandten der Kirche versuchten, mit Exerzitien dem immer vehementer sich Bahn brechenden Drang des Mädchens beizukommen. Vor allem aufgrund der eingestreuten Abschnitte, die aus der Perspektive des Mädchens selbst geschildert waren, begann Max langsam zu erahnen, um welchen Drang es sich handelte, und zwar um den Drang -

„Das ist ein Vampirbuch, Mann - hast du noch nie was von Dracula gehört?“

Till, der neben Max auf dem Bett lag und eben noch in sein eigenes Buch vertieft gewesen war, musste ihm über die Schulter gesehen und neugierig ein paar Zeilen von dem Band, den Max vor der Nase hatte, mitgelesen haben.

Max warf Till einen Blick zu. Natürlich wusste er, wer Dracula war. Vampire gab es in allen Ausformungen, als gezeichnete Witzfiguren, als Muppet-Puppen, als Filmfiguren in allen erdenklichen Fassungen. Nie hatte er sich dafür interessiert, für ihn war das vielmehr etwas, womit sich seine kleine Schwester Claire beschäftigen könnte. Was ihm jedoch auf den Seiten, die er eben überflogen hatte, entgegengetreten war, hatte mit diesen, ihm bekannten Vampiren, so kam es ihm jedenfalls vor, nicht das Geringste zu tun. Hier ging es nicht um Särge, um Burgen, um Kerzenschein und spitze Zähne, hier ging es um eine seltsame innere und zugleich übermächtige Kraft. Einen „Drang“, wie sein Vater geschrieben hatte, einen „Trieb“, der das Mädchen, von dem das Buch handelte, buchstäblich zu unterjochen schien. Einen Drang, der aus dem Kern ihrer Persönlichkeit erwuchs und zugleich doch ihre Persönlichkeit versklavte. Einen Drang, der ihr eine Anziehungskraft verlieh, die den Priester, der sich um sie kümmern sollte, in schwere Konflikte stürzte. Einen Drang, von dem Max nicht wirklich verstand, was er sich unter ihm vorzustellen hatte, von dem er aber spürte,

dass der Grund, weshalb er es nicht genau verstand, darin bestand, dass er dafür noch zu klein war.

Da Till sich inzwischen wieder seinem eigenen Band zugewandt hatte, warf Max die Vampirgeschichte kurzerhand beiseite und griff sich ein anderes Buch. Auf dem Umschlag war nichts als ein Berg zu erkennen, der sich mit überragender Größe aus einer sandigen Ebene erhob. *Die großen Alten* hieß das Buch und als Max die ersten Zeilen überflog, war es, als stürzte er in eine kalte, windige Nacht, als hätte es ihn mit einem Mal auf die Ebene verschlagen, die sich vor dem Berg auf dem Cover erstreckte. Eine Ebene, auf der er allein war und auf der seine Einsamkeit etwas Unermessliches bekam, eine Einsamkeit, wie sie empfinden mochte, wer begriff, dass er der einzige Mensch im Universum war, weil alle anderen nur in seiner Phantasie existierten. Der einzige Mensch, aber nicht das einzige Wesen wohlgeremt, denn in den unendlich entfernten Tiefen der Nacht, die ihn umherrschte, schienen sie zu lauern: *Die großen Alten*, die im Titel erwähnt wurden, Wesen deren Wirken, deren Gestalt, deren Ziele und Herkunft sein Verstand vielleicht niemals begreifen konnte - es sei denn, sie halfen ihm dabei, indem sie sich für ihn umformten. Kaum jedoch hatte Max die Art dieses Umformungsprozesses zu verstehen begonnen, fing er auch schon an, ihn als eine Umwandlung zu fürchten, bei der er sich selbst verlieren könnte.

„Wenn ich dieser Umformung zu folgen versuche ... kann es nicht sein, dass ich

mich verirre?", flüsterte er Till zu, der sich nur unwillig von seinem Band ablenken ließ.

Till nahm ihm das Buch aus der Hand. „Hier“, sagte er und hielt ein anderes hoch. „Versuch das vielleicht mal lieber.“ Dann schaute er zurück auf die Seiten, die er selbst aufgeschlagen hatte.

Max blickte auf das Buch, das Till ihm zugeschoben hatte. *Gezeiten*, hieß es und auf dem Umschlag war ein Sandstrand zu erkennen, auf den eine auslaufende Welle zurollte. Es war ein Bild von seltsamer Schönheit, in das Max - von der überstürzten Lektüre der vergangenen Stunden übermüdet und überreizt - gedankenverloren hineinblickte. Da sah er plötzlich durch das Wasser hindurch einen Schimmer, der sich bei genauerer Betrachtung als Fischschwarm entpuppte - der seinerseits wiederum die Umrisse eines weiblichen Körpers bildete. Die Umrisse einer Frau, die dicht unter der Wasseroberfläche auf dem Rücken dahintrieb. Sie war entkleidet und ihre langen Haare umflossen ihr Gesicht und ihren Körper, ihre Augen aber waren geöffnet, sodass das salzige Meerwasser, so schien es, hineinlaufen musste. Und doch war dieses Verlaufen, Zerlaufen ja nur ein Eindruck, der durch das Durcheinandergleiten der vielen verschiedenen Fischkörper hervorgerufen wurde.

Max schlug das Buch mit Nachdruck - wie um sich gewaltsam von dem seltsam fließenden Bild des Umschlags zu lösen - in der Mitte auf und starrte auf die Worte,

die ihm dort entgegentraten. Schon hatte er den ersten Satz gelesen und den zweiten und dritten - da wurde ihm erst bewusst, was es war, das er da las, was für ein Geschehen sein Vater dort mit einfachen Worten und klaren, kurzen Sätzen geschildert hatte. Ein Geschehen, das Max sich niemals hätte ausdenken können, ein Geschehen, von dem er nicht einmal wusste, ob es physisch überhaupt möglich war, dessen Beschreibung seinen Geist aber gleichsam ausdehnte, hinaus in Bereiche des Vorstellbaren, die ihm bisher verborgen geblieben waren. In Bereiche der Unruhe, der Schlaflosigkeit, der Angst, von der er spürte, dass sie bereits in ihn hineingetropft war, als ob die wenigen Sätze, die er gelesen hatte, ein Leck in seinen Kopf geschlagen hätten. Ein Leck, durch das immer neue Vorstellungen, Verrenkungen, Überdehnungen wie schwarze, giftige Marder in seinen Kopf krochen, ein Leck, das er schließen wollte, während in seinem Inneren so etwas wie ein schriller Alarmton immer lauter wurde. Und um es zu stopfen, schlängt er immer hastiger Satz um Satz herunter, ohne zu ahnen, dass die Worte seines Vaters, die diese Bresche in ihn hineingeschlagen hatten, niemals in der Lage sein würden, sie auch wieder zu verschließen.

„Max!“

Till hatte ihn an der Schulter gepackt. „MAX!“ Er riss ihm das Buch unter den Augen weg, schlug es zu und warf es auf den Boden. „Alles klar?“

Max ließ sich auf die Seite sinken und sah zu Till hoch. Er spürte, wie die Ader

an seiner Schläfe pochte, wie die Augen in ihren Höhlen brannten. Sein Mund war trocken. Er nickte. Ja, ja. Aber er sagte nichts.

„Was war das denn, das Buch mein' ich.“ Till grinste. „Du hast ja plötzlich gar nichts mehr gesagt.“

Es war das Grauen, sagte etwas in Max, aber er traute sich nicht das auszusprechen. „Keine Ahnung“, krächzte er, „ich ... kannst du ja auch mal lesen ... irgendwann.“ Und plötzlich fühlte er sich unendlich müde.

Am nächsten Morgen war es nicht weiter schwer, die Bücher zurück an ihren Platz zu stellen. Max' Vater hatte sich nicht blicken lassen, es hieß, er hätte im Gartenhaus bis spät gearbeitet und dort auch gleich übernachtet, was immer mal wieder vorkam. Max' Mutter hingegen hatte wegen des am Abend bevorstehenden Empfangs überhaupt keine Zeit, um sich um sie zu kümmern, so dass Max und Till nur einen günstigen Moment abpassen mussten. Als es so weit war, rückten sie im Wohnzimmer den Sessel rasch ans Regal und Max ließ die Bücher hinter diejenigen rutschen, die er am gestrigen Abend in die Lücken gestellt hatte. Als er hörte, wie die Bände in den unsichtbaren Hohlraum fielen, war er froh, dass er entschieden hatte, sie so schnell wie möglich zurückzustellen. Er war in der Nacht zuvor zwar recht bald eingeschlafen, war sich aber auch sicher, dass er das kaum getan hätte, wenn Till nicht neben ihm auf dem Bett liegend weiter gelesen und die Nachttischlampe brennen gelassen hätte.

„Es war eine merkwürdige Geschichte“, sagte Till, der gerade erzählte, was er gestern Abend gelesen hatte, und rollte auf dem Fußball, auf den er sich gesetzt hatte, ein wenig hin und her. „Aber ich war sofort vollkommen davon gefangen.“

Er hockte vor einem etwas verrosteten Spielgerüst, das unweit vom Wohnhaus im Garten aufgestellt war und über eine

Leiter, ein Paar Ringe und eine Schaukel verfügte. Max hatte sich vor ihm auf die Schaukel gesetzt.

„Es ging um einen Autor von Mystery-, Horror- und Fantasyromanen“, fuhr Till fort, „der sich in der letzten Geschichte, die er schreibt, sozusagen verliert.“

Max schaukelte ein wenig hin und her.

„Also, um die Geschichte zu schreiben, muss dieser Autor sich ja in sie hineinversetzen“, sagte Till. „Und je mehr er sich in sie hineinversetzt, desto wirklicher erscheint sie ihm, desto glaubwürdiger, desto echter. Gleichzeitig aber verliert der Autor mit der wirklichen Wirklichkeit, also mit der Wirklichkeit, in der er lebt, immer mehr den Kontakt, verstehst du? Es ist, als ob er praktisch aus der wirklichen Wirklichkeit heraus in die Wirklichkeit seines Buches gesaugt werden würde.“

Max stoppte mit dem Fuß seine Schaukelbewegung. „Und, war's gut?“

Tills Augen leuchteten. „Schon stark, ja. Vor allem, weil man es sich sehr gut vorstellen konnte. Denn während ich das las, fand mit mir ja im Grunde genommen genau das Gleiche statt: Je tiefer ich in der Geschichte versank, desto mehr sank die Wirklichkeit, in der ich mich befand, in den Hintergrund. Desto mehr versank dein Zimmer, das Bett, auf dem du langsam einschliefst, desto mehr versank all das um mich herum. Ich glitt gewissermaßen in die Welt, die dein Vater beschrieben hat - und wollte das auch. Jedes Mal, wenn ich herausgerissen wurde, habe ich das

bedauert. Es war eben wie ein Traum, nur dass man selbst entscheiden konnte, wann und ob man weiterträumen wollte.“

„Und mit dem Unterschied, dass du nicht selbst die Hauptfigur warst, oder? Im Traum bin es ja immer ich, der all die Sachen erlebt.“

„Ja, stimmt ...“ Till sah auf den zertretenen Rasen zwischen seinen Füßen.

„Und worum ging es in der Geschichte, die der Autor geschrieben hat - stand das auch in dem Buch?“

„Da geht's um einen Typen, der plötzlich auf die Idee kommt, dass ein alter Freund von ihm ... also das baut dein Vater ganz sorgfältig auf, wenn ich das jetzt so erzähle, wirkt das albern, aber er nimmt sich richtig Zeit dafür ... also dieser Typ, die Hauptfigur - ein junger Mann, der noch nicht so genau weiß, was aus ihm einmal werden soll - der kommt plötzlich auf die Idee, dass sein ältester Freund ... dass das, was er mit ihm erlebt, dass das nicht mit rechten Dingen zugeht.“

Max verzog das Gesicht.

„Nein, ganz einfache Sachen ... es fängt damit an, dass er, also der Held, dass der sich fragt, wieso sein Freund über ihn immer so genau Bescheid weiß. Wenn der Held sich zum Beispiel mit einem anderen Bekannten treffen will, kommt plötzlich auch der Freund vorbei, obwohl er doch gar nicht wissen kann, dass der Held sich mit dem Bekannten zu der Uhrzeit da und da trifft. Dann aber stellt sich heraus, dass der Bekannte mit dem Freund telefoniert und es ihm erzählt hat, so dass es wieder eine

ganz normale Erklärung dafür zu geben scheint, warum der Freund plötzlich den Zeitpunkt und den Ort des Treffens wusste. Aber dann passieren wieder andere, ähnliche Zufälle und der junge Mann, um den es geht, fängt an, immer mehr darüber nachzugrübeln, wie es sein kann, dass sein Freund jedesmal genau das Richtige macht, das Richtige weiß, das Richtige kann. Bis ihm schließlich der Verdacht kommt, dass sein Freund vielleicht in seinen Gedanken, also in den Gedanken des Helden, lesen kann ... Dabei ist der Held ein ganz normaler Typ, wie gesagt, jemand, der normalerweise keineswegs an irgendwelchen Hokuspokus, an den sechsten Sinn, Gespenster oder dergleichen glaubt. Das ist es ja gerade, was ihm so zu schaffen macht: Eigentlich ist er felsenfest davon überzeugt, dass es Geister, Telepathen, Zauberer, dass es all das NICHT gibt und nie gegeben hat, verstehst du?"

Max nickte langsam.

„Ich meine, wenn wir ein Buch lesen oder einen Film sehen“, fuhr Till fort, „dann können wir uns schon vorstellen, dass alles Mögliche passieren kann. Aber wenn wir eben kein Buch lesen, keinen Film sehen, sondern nur unser Leben leben, Leute treffen und so weiter, dann halten wir ja jeden, der ernsthaft an Gespenster oder Zauberer glaubt, für einen Spinner und Wirrkopf, richtig? Also ich zumindest.“

„Ich auch“, murmelte Max.

„Eben. Und genauso denkt auch der Held dieses Buches. Natürlich gibt es nichts von all dem! Aber wieso erlebt er die

merkwürdigsten Dinge immer nur mit *diesem* Freund? Wieso geht sein Computer kaputt, wenn er seine Erlebnisse mit diesem Freund aufschreiben will? Wieso erreicht er ihn nie, wenn er ihn anrufen will, sein Freund ihn aber immer? Wie ist das möglich? Der Held redet sogar mit einer guten Bekannten darüber, denn es geht ihm nicht aus dem Kopf, aber sie lacht ihn aus. Was glaubt er denn? Dass sein Freund eine Art Magier ist? Worin genau soll seine übernatürliche Fähigkeit denn bestehen? Also fängt der Held an, zu überlegen: Gibt es vielleicht so etwas wie ... er weiß es ja auch nicht ... wie Wellen innerhalb, unterhalb der normalerweise wahrnehmbaren Wirklichkeit, also die *normal* sensible Menschen *nicht* wahrnehmen, die *dieser Freund* jedoch registriert, vielleicht ohne sich dessen überhaupt bewusst zu sein?! Könnte ihn *das* vielleicht mit zusätzlichen Informationen ausstatten, die es ihm ermöglichen, den Helden immer wieder zu verblüffen? Doch so sehr er auch spekuliert, er kommt nicht wirklich weiter. Denn alles, was er mit seinem Freund erlebt, spielt sich ja in einer Art Grauzone ab. Nie kann der Held eindeutig nachweisen, dass sein Freund irgendwie auf besonderem Wege zu seinem Wissen gekommen sein muss. Jedes Mal, wenn er versucht, eine Angelegenheit aufzuklären, verheddern sich seine Gedanken, er vermag nicht mehr, die entscheidende Frage zu stellen, sein Freund weicht ihm aus, und ein paar Stunden später ist er wieder allein und grübelt und grübelt, wie es diesmal nur wieder so

gekommen sein kann, dass er nicht wirklich nachvollziehen kann, woraus sein Freund diese überragende Überlegenheit geschöpft hat.“

„Hm.“ Max schaukelte.

„Ja“, fuhr Till fort. „Und je mehr der Held grübelt, desto mehr verfestigt sich in ihm die Überzeugung, dass es eigentlich nur zwei Erklärungen geben kann: *Entweder* kommt ihm aus irgendeinem verborgenem, persönlichen Grund all das, was er mit diesem Freund erlebt, magisch vor. Was er erlebt, ist in Wirklichkeit also ganz normal, nur in seiner *Wahrnehmung* bekommt es eine rätselhafte Komponente. *ODER* aber es gibt *wirklich* noch Dinge in der Welt, die eben nicht nur mit den bekannten Naturgesetzen erklärt werden können.“

Max hatte Till aufmerksam zugehört, sah ihn jetzt aber unschlüssig an.

„So weit die Geschichte, die der Autor schreibt, okay?“ Till erwiderte seinen Blick.

Max nickte und schwang auf der Schaukel ruhig hin und her.

„Und nun passiert es“, setzte Till seinen Bericht fort, „dass für den Autor diese Geschichte, während er sie schreibt, zunehmend an Realität gewinnt – während gleichzeitig die normale Wirklichkeit, also sein Leben als Autor, die alltäglichen Dinge, um die er sich kümmern muss, immer blasser und flüchtiger werden. Und das geschieht genau dadurch, dass er in dem Moment, in dem er begonnen hat, die Geschichte zu schreiben, auf die Idee kommt, dass ihm genau *das*, was seinem

Helden in der Geschichte widerfährt, genau auf die gleiche Weise mit einem seiner eigenen Freunde passiert! Obwohl er so etwas vorher niemals für möglich gehalten hätte. Jetzt aber hat er eindeutig das Gefühl, als würde er mit diesem einen Freund von sich merkwürdige Dinge erleben. Und er beginnt sich zu fragen, ob er diese seltsamen Geschehnisse nicht erst dann sinnvoll erklären kann, wenn er annimmt, dass dieser Freund von ihm in irgendeiner merkwürdigen Weise sensibler - mit einem Wort: *magisch begabter* - ist, als all die anderen Leute, mit denen er sonst zu tun hat."

„Das ist die Entwicklung, die er durchmacht?“ Max warf Till einen Blick zu.
„Der, der das Buch schreibt, meine ich.“

„Ja, genau. Er fragt sich natürlich, ob er nicht lieber aufhören sollte, das Buch zu schreiben, denn wenn er ehrlich zu sich ist, muss er sich sagen, dass er unmöglich ernsthaft diese Dinge glauben kann. Aber dann wieder überlegt er, ob das, was mit ihm passiert - dass die Wirklichkeit seiner Geschichte sozusagen die Wirklichkeit seines Lebens immer mehr zu überwuchern scheint - ob diese Entwicklung vielleicht eine Wirkung seines Textes sein könnte. Also ob vielleicht die Geschichte, die er dabei ist, sich auszudenken und aufzuschreiben, eine besondere *Eigenschaft* hat - was ihn dann natürlich wieder enorm interessiert.“

„Was denn für eine besondere Eigenschaft?“

Till sah Max an, schien zu überlegen.

„Sag schon!“

„Ja“, Till suchte nach Worten, „das hat, glaube ich, mit der Vorstellung zu tun, dass bestimmte Ideen, Texte, Gedanken einen beeinflussen können ...“

„Wie ,beeinflussen'?“

„Naja, der Autor glaubt, dass die Geschichte, während er sie schreibt - dass sie ihn verändert.“

„Dass ihn das Schreiben seiner Geschichte verändert?“ Max biss sich auf die Unterlippe.

„Hmhm.“ Till rollte auf seinem Ball herum.

Eine Zeit lang schwiegen sie.

„Wie lautet der Spruch?“, nahm Till schließlich den Faden wieder auf, „'Wenn du in den Abgrund blickst, blickt der Abgrund in dich', oder? Davon ist auch in dem Buch die Rede und das ist ja der gleiche Gedanke: Dass Geschichten sozusagen nicht einfach nur Gegenstände sind - das sind sie ja ohnehin nicht, aber ... Also dass sie nicht einfach nur äußerliche, gleichsam tote Sachen sind, sondern eher so etwas wie Lebewesen, die - in den Kopf eingeschleust - dort etwas verändern können. Und unter den Lebewesen gibt es ja auch süße und niedliche - und eklige und gefährliche.“

Max starrte Till an. „Dann ist es *das*, was mit meinem Vater passiert! Er schreibt an einer Geschichte, die ihn verändert! Deshalb wird er mir immer fremder! Er ändert sich. Und zwar, weil er an so einer Geschichte arbeitet, wie du gerade gesagt hast, an einer Geschichte, die ihn beeinflusst!“

Till atmete aus. „Moment, was ich gesagt habe, ist, was in dem Buch geschieht, das ich gelesen habe. Du sagst jetzt, es geschieht in WIRKLICHKEIT mit deinem Vater?“

„Könnte doch sein! Fest steht, dass er sich verändert! Und ich weiß nicht, wieso. Er lebt ja immer das gleiche Leben, geht in sein Gartenhaus und schreibt. Das einzige, was passiert, ist, dass er an seinem Buch weiter arbeitet. Du hast es eben doch selbst gesagt: Bestimmte Texte, Ideen, Gedanken können einen verändern. Erst recht also bestimmte Bücher, bestimmte Geschichten, in die er sich ja, als Autor, wenn er sie schreibt, total hineinversenken muss. Er muss sich das ja regelrecht vor Augen führen, er muss es sich ausmalen. Und dabei ist er ...“, Max zögerte, sprach es dann aber doch aus „ ... und dabei ist er ja in gewisser Weise Gefangener seiner Geschichte, verstehst du? So kommt es mir jedenfalls vor!“

Nachdenklich schaukelte er hin und her.

Till war noch nicht überzeugt. „Du meinst, das soll in Wirklichkeit gehen? Dass eine Geschichte, die sich dein Vater ausdenkt, die Wirklichkeit, also ihn selbst, verändert? Ist es nicht andersherum?! Er lebt sein Leben und das benutzt er, um seine Geschichte so zu gestalten, wie er will? Auf diese Weise beeinflusst seine Lebenswirklichkeit seine künstliche Welt - aber doch nicht andersherum. Die künstliche Welt beeinflusst doch nicht die Wirklichkeit!“

Max sprang von der Schaukel herunter.

„Nein!“, fuhr er Till an. „Unsinn! Natürlich geht es auch andersherum. Das Buch von ihm, das ich gestern Nacht gelesen habe, was stand denn da drin? Das waren doch auch nur Worte, eine Geschichte, die er sich ausgedacht hat! Aber die Angst, die sie in mir ausgelöst hat - die war echt! Ich habe mir doch nicht nur vorgestellt, ich hätte Angst! Sie ist doch aus dem Buch herausgetreten, hat mich angesprungen, ist in mich hineingeschlüpft! Die ANGST, verstehst du?! Die Angst, dass das Grauen, das wie eingerollt in diesem Buch geschlummert hat, dass es mich überwältigen könnte, das nächste Mal, dass ich allein die Kellertreppe im Dunkel heruntergehe. Er gibt ihm doch erst eine Gestalt, mein Vater dem Grauen, indem er es in seine Geschichten gießt! Und damit führt er es in die Welt ein! Er holt es aus seinem Loch und wirft es in die Welt, wo es dir ins Gesicht springt, wenn du Pech hast!“

Auf seiner Stirn standen Schweißperlen und seine Hände zitterten.

Till mochte Rebecca. Max hatte ihm erzählt, dass sie schon bei ihnen war, solange er denken konnte. Rebecca war eine ausgebildete Köchin, die nicht nur das tägliche Mittagessen zubereitete, sondern auch die Einkäufe erledigte und - da sie nichts dagegen hatte, auch das zu übernehmen - die Wäsche. Nur sauber machen tat sie nicht, dafür war Jenna zuständig, die - genauso wie Rebecca - in einem Zimmer im Seitenflügel der Villa wohnte.

Till grinste Max zu, der ihm gegenüber am Küchentisch saß. Jeder von ihnen hatte eine große, blau-weiße Schale mit einem Pudding-Keks-Gemisch vor sich und löffelte daraus. „Gut, oder?“

Max sah kurz auf, lächelte und nickte mit dem Kopf.

Rebecca hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern. Sie stand an der Arbeitsplatte und war fieberhaft mit den letzten Vorbereitungen für die Vorspeisen beschäftigt. Vor wenigen Minuten war Max' Mutter in die Küche gekommen, um zu sehen, ob alles wunschgemäß ablief. Jetzt würde es nur noch ein Klingelzeichen geben, dann musste Rebecca auftragen.

Max und Till hatten bereits gegessen und sich nur noch eine Kostprobe vom Nachtisch in der Küche geben lassen. Den ganzen Tag über hatten dort schon Hektik und Spannung geherrscht, während Rebecca - unterstützt von Jenna und deren Tochter, die ebenfalls gekommen war - die verschiedenen Gänge für

das abendliche Essen vorbereitet hatte. Seitdem die Gäste begonnen hatten, einzutreffen, konnte man auch in der Küche das Stimmengewirr hören, das im vorderen Bereich des Hauses langsam Fahrt aufnahm. Till aber zog es vor, zusammen mit Max bei Rebecca in der Küche zu sitzen, praktisch hinter den Kulissen, wo die drei Frauen durcheinander wuselten, damit alles auch zur rechten Zeit fertig sein würde, und niemand Zeit hatte, sie zu ermahnen, wenn sie sich aus den Töpfen verschiedene Leckerbissen angelten.

Max warf seinen Löffel in die Schüssel und nickte Till zu. „Wollen wir?“ Er schien für heute genug von der Küche zu haben.

Till schläng den Rest seines Puddings hinunter und sprang von dem hohen Hocker, auf dem er gesessen hatte. Ohne sich weiter von Rebecca zu verabschieden, schlenderten sie aus der Küche heraus Richtung Treppenhaus, um nach oben, zu den Kinderzimmern zu gehen. Als sie in die Halle kamen, von der aus die Treppe nach oben führte, sah Till, dass Max' Vater in der Haustür stand und nach draußen blickte, wo anscheinend weitere Gäste eingetroffen waren. Unwillkürlich hatte Till den Eindruck, dass Bentheims Wangen ein wenig eingefallen wären und sich sein Schädel an den Schläfen nach innen wölben würde. Er trug einen gut geschnittenen, dunkelgrauen Anzug und wandte sein blasses Gesicht den beiden Jungen zu.

„Na?“ Seine Augen glitten über Max hinweg und blieben an Till hängen.

„Xaver. Wie schön mal wieder bei euch zu

sein!“, ertönte im gleichen Augenblick die Stimme einer Frau, die jetzt außerhalb des Blickfelds von Till vor der Haustür angekommen sein musste. Till fiel auf, wie die Aufmerksamkeit des Vaters umschwenkte. Er drehte sich wieder nach draußen, machte einen Schritt zurück, so dass die Neuankömmlinge ins Haus treten konnten, beugte sich zu der Frau hinunter, um sie flüchtig zu umarmen, und begrüßte den Mann, der sie begleitete, per Handschlag. Einen Moment lang konnte Till ihn von der Seite aus beobachten, ungeblendet davon, dass Bentheims Aufmerksamkeit auf ihm geruht hätte, und konnte verfolgen, wie Max' Vater auf Repräsentation schaltete, wie er seine Gäste mit deutlich zur Schau getragener Freundlichkeit, einer Mischung aus Freude, Ironie und einem Schuss Distanziertheit begrüßte. Es schwang eine angeborene Vornehmheit in seiner Begrüßung, doch während Till ihm zusah, glaubte er auch zu erkennen, dass Bentheim vor allem eine Rolle spielte, dass er sich konzentrieren musste, keine seiner Gesten, seiner Worte, seiner Augenbewegungen dem Zufall überließ und sich vielmehr ständig selbst überwachte.

Till drehte sich um. Eben noch hatte Max neben ihm gestanden, aber jetzt sah er, dass Max seitlich in die Halle zurückgetreten und in einer Nische verschwunden war, in der sich nur ein Zugang zu einer kleinen Gästetoilette befand.

„Keine Lust, die zu begrüßen“, murmelte Max und nickte zu dem neuangekommenen

Ehepaar, als Till neben ihn in die Nische trat, wo sie vor den Blicken der Gäste geschützt waren.

Till streckte den Kopf ein wenig vor und sah, wie Jenna zwischen Küche und Esszimmer hin und her lief und letzte Vorbereitungen an der Tafel zu treffen schien. Gleichzeitig konnte er verfolgen, wie Max' Mutter in einem schlichten, türkis schillernden Abendkleid die beiden neu angekommenen Gäste im Wohnzimmer begrüßte. Till schob sich ganz aus der Nische wieder heraus und wollte schon endgültig Kurs auf die Treppe nehmen, als Max ihn am Arm berührte.

„Guck mal.“ Unauffällig deutete er zum Wohnzimmer.

Till folgte seinem Blick und sah, wie Julia mit der neu angekommenen Frau langsam in den hinteren Teil des geräumigen Wohnzimmers spazierte - während Bentheim und der Mann sich zu der Tür wandten, die vom Wohnzimmer aus in den Seitenflügel führte. Dort befanden sich außer den Zimmern von Rebecca und Jenna nur mehrere kaum benutzte Räume, sowie das Musikzimmer mit dem Flügel, in dem sich - wie den Jungen nicht entgangen war - den ganzen Tag über mehrere Handwerker zu schaffen gemacht hatten.

Max warf Till einen Blick zu und Till wusste, was er meinte: Was hatten die Handwerker in dem Musikzimmer den ganzen Tag über gemacht? Sie warteten einen Augenblick, während Bentheim mit seinem Gast durch die Tür verschwand, dann setzten sie sich in Bewegung.

Der Flur, der die Räume des Seitenflügels miteinander verband und der vor dem Musikzimmer endete, lag verlassen da, als sie ihn erreichten. Nur ein schwer einzuordnendes Geräusch drang leise aus dem Musikzimmer heraus - und je mehr sie sich dem Zimmer näherten, desto lauter wurde es. Ein Rascheln wie von einem Hochzeitskleid war das erste, an das Till denken musste, ein Säuseln, Klatschen, Kratzen, Schaben, Klieren.

Till blieb stehen, als würde eine Kraft ihn daran hindern, weiter zu gehen, aber Max, der einen Schritt vorausgegangen war, sah sich um. „Komm schon“, flüsterte er, „sie werden uns schon nicht bemerken.“

Er huschte die letzten Schritte bis zur Tür des Musikzimmers und legte vorsichtig die Hand auf das Holz. Die Tür war nicht ganz geschlossen, ein paar Millimeter weit stand der Türflügel auf. Deutlich war jetzt das Schaben und Rascheln zu hören, das aus dem Inneren des Zimmers herausdrang, ein Schnattern, ein heiseres Kreischen und Gurren, ein Kratzen und Schlagen, Scheppern und Reißen.

Über die Schulter seines Freundes hinweg konnte Till nicht in den Raum hineinblicken. Max stand vorn, den Kopf an den Spalt gepresst. Till hatte ihm eine Hand auf den Rücken gelegt, er fühlte, wie Max ruckartig atmete, wie sein Körper leise vibrierte, wie sich die Rippen durch Max' Hemd hindurchdrückten.

Da drehte sich Max plötzlich um - und sein Gesicht war wie verschoben. Das Auge,

mit dem er durch den Spalt geschaut hatte, schien fast ein wenig zugeschwollen.

„Sieht man was?“ Tills Stimme war nur ein Hauchen, er flüsterte Max direkt ins Ohr. Der nickte, trat einen Schritt zurück und machte den Platz für Till frei. Millimeter um Millimeter schob Till sich nach vorn. Das Schlagen und Kreischen wurde lauter, er konnte geradezu spüren, dass eine heftige Bewegung in dem Raum herrschte, dass Lebewesen dort durcheinanderflogen, Flügelschläge die Luft aufwirbelten, Schnäbel sich ineinander verbissen, Krallen verhakten und Federn gegeneinanderbürsteten.

Sie haben sich verwandelt, fuhr es Till durch den Kopf. Es sind Vögel. Max' Vater ist ein Vogel geworden. Ein Raubvogel groß wie ein Mensch, eine tödliche Bestie, die dich in Stücke reißt, wenn sie dich sieht.

Sein Herz schien ihm aus dem Mund springen zu wollen, die Eingeweide waren zu einem einzigen Muskel verzogen. Dann war sein Auge an dem Türspalt und er spähte hinein. Im ersten Augenblick erkannte er nicht viel, weil jemand innen an der Tür vorbeiging - doch im nächsten Moment sah er, dass so etwas wie ein Gitter in dem Zimmer aufgebaut worden war. Das musste es gewesen sein, was die Handwerker den ganzen Tag lang dort gemacht hatten! Sie hatten ein einfaches, würfelförmiges Gitter, einen Käfig in dem Zimmer errichtet. Und das Flattern und Kreischen, das man hörte, kam direkt aus diesem Käfig!

Jetzt sah Till sie auch, die wirbelnden Federn, die gespitzten Krallen und bissigen

Schnäbel. Die Tiere wirkten, als ob sie unter Drogen gesetzt worden wären. Die brillante Farbe ihrer Federn schien noch einmal greller zu strahlen. Es waren Papageien, sechs, acht vielleicht zwölf Tiere, eingepfercht zwischen die stählernen Gitterstäbe, die den halben Raum ausfüllten. Innerhalb dieses Käfigs stürzten die Vögel mit einem Hass und einer Unbezähmbarkeit aufeinander los, dass sie sich gegenseitig die Federn und sogar kleine Fleischstückchen aus den Körpern rissen.

Tills Blick fiel auf eins der Tiere, das dem Ansturm der anderen nicht mehr gewachsen zu sein schien. Es kreischte, die Augen weit aufgerissen, die Flügel schlagend, fast wirkte es wie ein Mensch im Federkostüm, der die Arme ausbreitete, die Brust entblößte und mit roten Krallen sich festzuhalten versuchte. Die anderen Tiere aber schossen, als witterten sie seine Schwäche, immer wieder auf diesen einen Papagei herab, gruben ihre Schnäbel tief ein in das weiße Fleisch ihres Opfers, rissen mit ihren Krallen die weichen Federn heraus, die seine Brust noch schmückten, wühlten das zarte Fleisch auf. Ein Ansturm, dem das verzweifelte Tier nicht lange mehr würde standhalten können, so dass der Tod bereits in seinen Blick gekrochen zu sein schien, während seine Pupillen hin und her zuckten, jetzt zu den Angreifern, jetzt an sich herab, jetzt durch die Gitterstäbe zu den Männern, die um den Käfig herumstanden. Auch zu Bentheim, der - hoch aufgeschossen - gerade dabei war, dem neuen Gast und noch

einem anderen, sehr viel kleineren Mann, den Till noch nie gesehen hatte, aus einer Sektflasche die Gläser aufzufüllen. Da fuhr mit der ungeheuerlichen Wucht eines aufs Töten versessenen Wesens der größte der Papageien auf den verletzten herab. Die Wucht des Aufpralls schleuderte das Opfer gegen die Gitterstäbe, dass der Käfig laut schepperte, die Krallen des Getroffenen lösten sich von der Stange, auf der er gehockt hatte. Lahm und hilflos schlugen seine Flügel, die winzigen, faltigen, farbigen Lider schoben sich über seine kleinen schwarzen Augen, der Schnabel klaffte auseinander - dann stürzte das Tier auf den Boden des Käfigs.

Einen Augenblick lang schienen sich die anderen Vögel ausruhen zu wollen und es waren nur die Männer zu hören, die um das Gitter herumstanden und ein paar Worte wechselten. Till sah Bentheims Gesicht, das wie erleuchtet wirkte, wie erhitzt von dem Tierblut, das in seinem Haus vergossen wurde, wie entflammt von dem Hass, mit dem die Tiere ihren Artgenossen in den Tod gerissen hatten.

Im gleichen Moment aber war es, als würden Tills Hände in Eiswasser getaucht, denn er merkte, dass der Gast, den Bentheim zuletzt in das Zimmer geführt hatte, ihm direkt ins Auge sah - durch den winzigen Spalt hindurch, durch den Till sie beobachtet hatte. Ein Blick, der Till wie eine glühende Nadel in die Pupille fuhr - da knallte die Tür auch schon gegen seine Stirn, weil jemand sie von innen zugeworfen hatte.

Till taumelte zurück, erst jetzt erinnerte er sich daran, dass Max hinter ihm stand. Für einen Moment sahen sie sich an, dann zog Till seinen Freund mit sich fort. Unwillkürlich hatte er den Eindruck, als habe Max das, was sie hier gesehen hatten, nicht nur erschreckt, sondern als hätte es gleichsam direkt in seine Persönlichkeit hineingegriffen und sie verdreht und verzogen wie ein Stück Knete.

Sie hatten hier nichts verloren, sie sollten Max' Vater und seine Gäste nicht weiter stören, schoss es Till durch den Kopf, während sie durch den Flur zurück in den Hauptflügel des Hauses stolperten. Max aber flüsterte nur die immer gleichen Worte vor sich hin: „Sie gehören alle zusammen und mein Vater ist einer von ihnen, sie gehören alle zusammen und mein Vater ist einer von ihnen ...“

Und zum ersten Mal hatte Till das Gefühl, dass Max vielleicht recht haben könnte.

Heute

„Du hast dir mein Vertrauen erschlichen, Till. Deshalb habe ich dich hierher gebracht!“ Felix' Stimme schneidet durch den Kellerraum, in dem sie stehen. „Du hast dich in meine Firma geschlichen, du hast mir nie gesagt, was du *wirklich* wolltest. Ich habe dir vertraut, ich habe dich gebeten, dich um Max zu kümmern, ich habe dir gezeigt, woran wir arbeiten. ,Das ist ja interessant, toll, großartig' - DAS war es, was du gesagt hast. Du hast mich hinters Licht geführt, du hast versucht, mir zu schmeicheln, du warst nicht aufrichtig zu mir, Till. Ich dachte, du wärst klüger als Max, ich dachte, ich könnte mich auf dich verlassen, du aber hast mir immer nur ein falsches Gesicht gezeigt!“

„FELIX ...“ Hinter der Wand gurgelt es, als würde dem Menschen, der dahinter verborgen sein muss, Wasser in den offenen Mund gespritzt.

Ein Schlag dröhnt gegen die Wand.

Tills Körper glüht. Das Adrenalin rast durch seine Adern.

„Was willst du? Dich um ihn kümmern?“ Felix hat bemerkt, wie Till den Blick abgewendet hat, zu der Wand sieht. „Meinst du nicht, du hast selbst schon genug Sorgen?! Meinst du *wirklich*, du kannst dich auch noch um ihn kümmern?!“

„HOLT MICH HIER RAUS!“

Felix' Augen blitzen. „Drei Minuten, Till
- du hast noch drei Minuten. Aufgestanden
bist du ja schon. Also was ist?“

„Aufgestanden bist du ja schon. Also was ist?“

Die Worte scheinen sie in den Tunnel regelrecht hinein zu verfolgen.

Anni presst eine Hand vor den Mund und stolpert weiter. Der Gestank des Blutes in dem Raum ist unerträglich gewesen. Hinter sich hört sie Felix toben - und jeder Laut, den er hervorschleudert, jagt, hetzt sie tiefer in den Gang hinein. Weg von dem Kellerraum, in dem ihr die Schreie des Mannes hinter der Wand fast die Sinne geraubt haben. Weg von der Frau, die an den Haken von der Decke baumelt und die längst hätte abgenommen werden müssen, die sich in dem Gefühl der Suspension, in der Ekstase, die ihr der Schmerz bereitet, doch längst verloren haben muss. Weg von dem jungen Mann, den sie zusammengenäht haben.

Anni stößt sich von der Wand des Gangs ab, in den sie getaumelt ist, und hastet weiter. Das Rascheln ihrer Schritte, das Geräusch, mit dem ihre Hand über die Wand streicht, das Surren der in regelmäßigen Abständen aufgehängten Lampen - all das beginnt sich langsam über die schrillen Laute zu legen, die aus dem Kellerraum noch zu hören sind. Je weiter sie von dort wegkommt, desto mehr beruhigen sich ihre überreizten Sinne.

Der Ekel und das Unwohlsein, die Anni vor Minuten noch fast um den Verstand gebracht haben, fließen langsam wieder aus ihr heraus. Sie biegt in einen abzweigenden,

kleineren Tunnel ein, und beschleunigt ihre Schritte. Gleich wird sie zurück am Ausgang sein, zurück an der Luft, an der Oberfläche - heraus aus diesem Gewirr von Gängen, Tunneln und Stollen, die ihr manchmal vorkommen wie das Gedärn eines Tiers, das unter der Stadt schlummert.

Sie bleibt stehen und schöpft Luft.

Stille.

Etwas langsamer geht sie weiter. Lauscht gedankenverloren auf das Geräusch ihrer Schritte, das von den gebogenen Wänden des Tunnels zurückgeworfen wird.

Ein Rascheln, Säuseln, Schaben ...

Knirschen, Schleifen, Tapsen -

Es trifft sie wie eine Dampframme.

DAS IST nicht das Geräusch IHRER Schritte!

Abrupt bleibt Anni erneut stehen.

Stille.

Plötzlich ist sie sich sicher: Kaum wird sie weiterlaufen - wird sich auch das Geräusch wieder einstellen. Das Rascheln, Schaben, Schleifen, das ihre Schritte wie ein Schatten begleitet!

Als hätte sie sich in einen Hund verwandelt, der mit vier Beinen den Tunnel entlangschleicht!

Aber sie ist keine Vierbeinerin geworden - es sind zwei weitere Beine, die sich *ihrem Rhythmus angepasst haben!* Die nur um Sekundenbruchteile versetzt auftreten, nachdem sie es getan hat!

Anni wagt es nicht, sich umzudrehen.

Sie stürzt einfach weiter. Ihr Atem scheint in ihrem Hals festzufrieren, ihre Beine bewegen sich wie von selbst -

und es läuft hinter ihr her wie ein Schatten ...

Als sie gegen einen Mauervorsprung knallt, weil sie kopflos vorangestöckelt ist wie eine aufgezogene Puppe, jagt der Schmerz durch Annis Rippen und Kinn.

Sie steht, die Arme um sich gepresst. Die Schritte hinter ihr stehen.

Sie weiß, dass sie ihn sehen würde, wenn sie sich jetzt umdreht - den Schatten, den Begleiter, den Verfolger, den sie in dem schummerigen Tunnel auf sich gezogen hat.

Sie wagt es nicht.

Ihr Kopf ist von einem Brausen erfüllt. Und mit einem Mal wird ihr klar, dass sie sich unendlich weit verirrt hat. Eine Verirrung, die weiter zurückreicht als bis zu dem Moment, an dem sie in diesen Tunnel abgebogen ist. Und weiter zurück auch als bis zu dem Moment, an dem sie mit den anderen in den Kellerraum gegangen ist. Eine Verirrung, die so weit zurückreicht, dass sie sich inzwischen in ihrem eigenen Kopf verirrt hat - eine Verirrung, die sich nicht mehr korrigieren lässt.

Im gleichen Augenblick stürzt etwas auf ihren Rücken und begräbt sie unter sich.

Es stinkt.

Das Knirschen der Schritte wird von den gedrungenen, gebogenen Wänden des Tunnels zurückgeworfen. Ein schmaler Steig dicht an der Wand sorgt dafür, dass sie keine nassen Füße bekommen. Im Zentrum des Tunnels, wo der Boden von beiden Seiten aus spitz zusammenläuft, wälzt sich ein brauner Abwasserstrom entlang.

„Sie müssen hier mal lang gehen, wenn es nicht tagelang zuvor geregnet hat.“ Der Mann von den Wasserwerken lacht. „Dann hält man es ohne Atemschutz kaum aus.“

Butz nimmt ein Taschentuch aus seiner Hosentasche und hält es sich vor die Nase. Ihm reicht der Geruch auch schon so. Er bereut es, nicht doch den Schutanzug angezogen zu haben, den ihm der Mann von den Wasserwerken angeboten hat. Wenn er hier raus ist, muss er sich erstmal umziehen ...

„Hey - tatsächlich!“ Der Wasserwerker vor ihm hat den Strahl seiner Taschenlampe geradeaus gerichtet. Butz sieht an ihm vorbei. Im Lichtstrahl, der schwach durch die stickige Luft des Tunnels schneidet, ist zu erkennen, dass weiter vorn zahlreiche Steine aus der Wand des Tunnels herausgebrochen sind. Sie versperren den Weg auf dem Steig und sind zum Teil bis in den Strom in der Mitte gerollt.

Butz drückt sich an dem Wasserwerker vorbei und läuft die paar Meter bis zu den Steinen vor. In dem diesigen Licht der

Lampen, die den Tunnel erhellen, ist schemenhaft eine Lücke zu erkennen, die das Herausbrechen der Klinkerbausteine in der Tunnelwand gerissen hat. Der Taschenlampenstrahl des Wasserwerkers schwenkt in die Lücke hinein.

Einen guten Meter hoch und etwa genauso breit. Keine Kabel, keine Lampen, keine Mauer - ein einfacher Stollen, der ohne weitere Absicherung von der Lücke aus in den Sand getrieben worden ist.

„Wer macht denn sowas!“ Der Mann neben Butz holt ein Handy aus seiner Schutzhose. „Das muss sofort abgesichert werden - hier kann die ganze Wand runterkommen!“

Butz' Blick wandert in den Stollen hinein, in dem sich das Licht der Taschenlampe verliert. Von den Plänen weiß er, dass sie sich keine dreihundert Meter von dem Punkt entfernt befinden, an dem er verschüttet worden ist. Aber er denkt nicht daran, erneut in den Stollen zu kriechen.

„Habt ihr sie identifiziert?“ Butz lauscht in sein Telefon, während er den Tunnel entlang zurückhastet. Der Wasserwerker ist an der eingerissenen Stelle geblieben, um dort auf das Notfallteam zu warten.

„Nichts zu machen“, dringt die Stimme von Butz' Assistenten zu ihm durch. „Entweder der Täter hat sie ausgeraubt, oder irgendjemand hat ihr Brieftasche und Handy abgenommen, als sie in der Baugrube lag.“

„Was ist mit den Vermisstenanzeigen?“

„Gehen wir durch - bisher nichts.“

„Und die Frau vom Parkplatz?“

Im Handy knistert es.

„Was?“

Die Verbindung ist nicht besonders gut.

„Die vom Parkplatz! Habt ihr die Papiere überprüft?“

„Moment.“ Butz hört nur seine eigenen Schritte, dann ist sein Assistent wieder dran. „Darum hat sich Fehrenberg bereits gekümmert -“

„Ach ja?“

Fehrenberg ist der Kollege, der von Anfang an den Mord vom Parkplatz übernommen hat. Erst am Morgen hat Butz erfahren, dass Fehrenberg allerdings vor zwei Tagen für drei Wochen mit seiner Familie in den Urlaub gefahren ist. „Okay ... können Sie mir die Angaben zur Identität des Opfers -“

„Fehrenberg ist im Urlaub.“

„Und seine Vertretung?“ Butz fühlt, wie er ungeduldig wird. „Rufen sie seinen Vertreter an ...“ Aber er muss nicht ausreden.

„Selbstverständlich, Herr Butz“, beeilt sich sein Assistent zu versichern, „ich melde mich.“

Das Holz splittert, als die schwere Sohle des Beamten auf die Tür trifft. Zehn Minuten lang haben Butz und sein Kollege versucht, die Tür zu öffnen. Sie haben die verschiedenen Knöpfe auf dem riesigen, verschmierten Klingelbrett gedrückt, haben gerufen und gegen die Tür gehämmert. Niemand hat ihnen geöffnet.

Die Tür schwingt nach innen, knallt gegen die Wand.

Für einen Moment glaubt Butz, eine Gestalt im Halbdunkel des engen Gangs dahinter davonrennen zu sehen. Er macht einen Schritt zurück, legt den Kopf in den Nacken, um an der gewaltigen Fassade emporzublicken. Wieviel Stockwerke sind das? Zwanzig? Dreißig?

Der Plattenbau steht am Rand von Hohenschönhausen, wirkt auf den ersten Blick innerhalb des Gebirges von vergleichbaren Gebäuden, die hier das Stadtbild prägen, ganz unauffällig - und unterscheidet sich doch in einem entscheidenden Punkt von den anderen Wohntürmen: Dieser Koloss steht leer. Knapp sechshundert Wohnungen, in denen niemand mehr wohnt. Zumaldest offiziell nicht. Dass sich dennoch hin und wieder Menschen in dem Riesengebäude einnisteten, ist der Polizei bekannt. Bisher hatte Butz jedoch noch nie das Vergnügen, den Bau betreten zu müssen.

„Wartest du im Wagen?“ Er wirft seinem Kollegen einen Blick zu. Das wäre sicher das Beste. Sonst kommen sie womöglich

nachher wieder heraus und ihr schöner Dienst-BMW hat sich in eine rauchende Ruine verwandelt.

„Alles klar.“ Der Beamte dreht ab.

Butz wendet sich wieder nach vorn.

„Hallo?“

Keine Antwort.

Er betritt den Hausflur.

Zerbeulte Briefkästen, eine für die Größe des Gebäudes absurd schmale Treppe, Graffiti an den Wänden. Ein muffiger Geruch. Ein entferntes Knistern und Rauschen als würde der ganze Bau vielleicht nicht leben, aber doch atmen.

„Ich komme jetzt rein!“

Die Frau vom Parkplatz war noch bei ihren Eltern gemeldet. Von ihnen hat Fehrenberg erfahren, wo ihre Tochter die letzten sechs Wochen vor ihrem Tod gelebt hat.

Butz geht bis zu den Fahrstühlen vor und drückt einen Knopf. Das Licht leuchtet auf. Aber dann kehrt er doch lieber zur Treppe zurück. Er hat keine Lust, im Schacht eines Fahrstuhls von vor '89 stecken zu bleiben.

Vorsichtig beginnt er, die schmale Treppe emporzusteigen. Die Stufen sind nackter Beton, in den Ecken zieht sich der Schmutz und Staub der Jahrzehnte hoch.

Soweit Butz weiß, hat sich Fehrenberg gar nicht erst auf den Weg zu dem Haus hier gemacht. Soll er versuchen, das Zimmer ausfindig zu machen, in dem das Mädchen gehaust hat?

Er bleibt stehen. Es sind Schritte zu hören, Füße, die sich rennend entfernen.

„Hallo?“

Butz streckt den Kopf über das Geländer

in die Mitte des Treppenschachts - sieht nach oben. Denkt, es ist ein Schatten, als würde sich eine Wolke vor die Sonne schieben - dann reißt er den Kopf zurück. Die verdrängte Luft bläst ihm ins Gesicht. Es zischt an ihm vorbei - kracht mit lautem Knall auf den Boden wenige Meter unter ihm. Durch die Metallstäbe des Geländers sieht er, wie sich der billige Einbauschrank auf dem Boden des Schachts zusammenfaltet.

Sein Herz stampft.

„Seid ihr wahnsinnig?!“ Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmt Butz nach oben. Wollen die ihn hier wie von einer belagerten Festung aus mit Möbeln bewerfen?

Erster Stock.

Butz' Blick schnellt den Flur hinab, der vom Treppenhaus abgeht. Türen, Türen, Türen. Die meisten offen, einige verschlossen. Der Boden des Flurs nackter Zement. Es riecht nach Urin.

Weiter.

Zweiter Stock.

Der gleiche Anblick.

Butz hält die Luft an. Von dem hastigen Treppensteigen schmerzt seine Seite.

Das Rauschen und Knistern scheint sich verstärkt zu haben.

Noch ein Stockwerk.

Wieder der Flur und die Türen. Doch in diesem Stock riecht es nicht ganz so verwest wie in den anderen.

Butz bückt sich, hebt eine alte Zeitung vom Boden auf, wirft sie hinter sich in den Treppenhausschacht. Das Flattern entfernt sich nach unten.

Er verharrt, ohne sich zu bewegen.

Dann hört er es. Eine Art Flüstern -

Im nächsten Augenblick rast er den Flur entlang. An den ersten offenen Türen vorbei. Zum Teil sind die Wohnungen noch eingerichtet - mit den Möbeln der sterbenden DDR.

Jetzt hört er es deutlich. Das hastige Getrappel rennender Füße.

Er hetzt weiter - stoppt.

Das Getrappel ist abgerissen!

Es muss hinter ihm sein - in einer der Wohnungen, an denen er bereits vorbei ist!

Butz wirbelt herum.

In dem Flur hinter ihm ist niemand zu sehen.

Er rennt die wenigen Schritte zurück zur letzten Wohnung - stürmt hinein.

„Nicht!“ Der Schrei scheint ihm direkt unter die Haut zu fahren.

DA! Eine schmale Gestalt wischt um die Ecke, verschwindet hinter einer Tür, die tiefer in die Wohnung hineinführt. Butz hinterher. Als er die Türschwelle passiert, sieht er ihn aus dem Augenwinkel: Ein Bengel, vielleicht zwanzig, eher jünger, presst sich hinter der Tür an die Wand - huscht an Butz vorbei durch die Tür, durch die er gerade gekommen ist.

Butz wirft sich herum, seine Hand streift den Arm des Jungen - doch er kann ihn nicht packen.

Sprintet.

Sieht die dünnen Turnschuhe des Jungen vor sich über den Zementboden springen, das Hemd um den abgemagerten Körper flattern - springt.

Wirft sich zur Seite, um nicht mit seinem

ganzen Gewicht auf dem Jungen zu landen.

Hart krachen sie auf den Boden. Butz spürt, wie ihm der Aufprall die Luft aus der Lunge schlägt.

Aber er hält ihn fest. Den ausgemergelten Körper des Jungen, der vor ihm weg gelaufen ist. Und sieht, wie ihn die großen, dunkeln Augen des anderen angstvoll anstarren.

Die Farben auf dem Foto sind verwaschen, die Formen matschig - und doch ist der Kopf der jungen Frau deutlich zu erkennen. Sie hält eine Hand über die Augen, wohl um sie vor dem Sonnenlicht zu schützen, und lacht in die Kamera.

„Wir haben sie alle geliebt.“ Der hagere Junge nimmt das Handy wieder herunter.

Butz und er sitzen auf dem Boden mit dem Rücken gegen die Wand.

„Genau hat sie es nie gesagt - es war wohl etwas mit ihrem Stiefvater zuhause ... Jedenfalls wollte sie lieber hier wohnen“, fährt der Junge fort. „Wir haben sie in Ruhe gelassen. Und trotzdem hat jeder sie gekannt.“

Er stopft das alte Handy zurück in die Tasche seiner Hose und sieht zu Butz. „Haben Sie denn was rausgekriegt - was passiert ist?“

Butz zieht die Beine an und legt die Unterarme auf die Knie. „Bisher sind alle Spuren im Sand verlaufen.“ Er sieht den Jungen gar nicht erst an. „Aber es gab eine zweite Tote - vorgestern. Die Spuren weisen eine gewisse Ähnlichkeit mit Nadjas Fall auf.“ Jetzt sieht er doch zur Seite. Der Junge hat den Kopf hängen lassen, malt mit dem Zeigefinger im Staub auf dem Boden.

„Wir fischen im Trüben und gleichzeitig marschiert einer in der Stadt herum und hetzt sie zu Tode ...“

„'Hetz' - wieso ,hetzt'?“ Der Junge sieht ihn an.

„Die Verletzungen weisen darauf hin - dass Nadja ... dass sie gejagt worden ist. Sie und das zweite Opfer. Gejagt und ermordet.“

Der Junge scheint sich Butz' Worte durch den Kopf gehen zu lassen.

„Warst du denn eng mit ihr befreundet?“

„Wie gesagt, jeder wäre interessiert daran gewesen, aber Nadja hielt alle auf Abstand.“

„Hat sie denn nichts erzählt - nichts, was dir aufgefallen ist? Was hat sie denn den ganzen Tag lang gemacht?“

Der Junge malt im Staub auf dem Boden.

„Hm?“ Butz berührt ihn leicht mit dem Ellbogen.

„Naja okay, das stimmt schon“, der Junge sieht nicht auf, „zuletzt hat sie wohl ein paar von den Bod Mods getroffen ...“

„Von den was?“

„Bod Mods - Body Modification?“

„Tattoos und so.“ Butz hat eine ungefähre Vorstellung.

„Tattoos, aber auch Implantate, Skarifizierungen, die machen ja alles Mögliche.“

„Mit denen hat sie sich getroffen.“

„Ich hab sie gefragt, ob sie mich mal mitnimmt. Sie hatte mir erzählt, dass die wohl ziemlich weit gehen - ich dachte, das könnte vielleicht spannend sein - aber sie wollte nicht.“

„Dich mitnehmen.“

Der Junge nickt.

„Wohin denn mitnehmen - hat sie das gesagt? Wo sie die getroffen hat?“

Der Junge lässt den Kopf ein wenig

kreisen.

„Hm?“

„Nee, nichts.“

„Was nichts?“

Butz kann die Augen des Jungen durch das Halbdunkel schimmern sehen. Draußen beginnt es langsam Abend zu werden.

„Sie meinte in der Stadt, sie würde sie in der Stadt treffen.“

„In welcher Stadt?“ Butz hört den Jungen ausatmen. „In Berlin?“

„Nicht in Berlin - also - doch, schon, aber ...“ Wieder verliert sich die Stimme des Jungen.

„Hä?“ Butz stößt ihn nochmal freundschaftlich in die Seite - und meint fast, seine Rippen am Ellbogen spüren zu können.

„Ach kommen Sie, Sie wissen doch schon“, hört er ihn leise sagen.

„Was?“

„Das hat sie gesagt.“

„Was hat sie gesagt?“ Butz fühlt, wie seine Muskeln verkrampfen. Aber was soll er tun? Es aus dem Jungen herausprügeln?

„Dass sie sie in der versteckten Stadt treffen würde.“

„In der versteckten Stadt?“

„Hmhm.“

Butz' Handflächen werden feucht. Es ist nicht das erste Mal, dass er davon hört: Von der versteckten Stadt. Aber bisher hat er es immer nur für ein Gerücht gehalten.

„Ist das nicht nur ein Gerücht - dass es die gibt.“

Der Junge neben ihm hat wieder den Kopf sinken lassen. Butz sieht, wie er die Hand

an die Nase hebt, hineinschnäuzt und sich die Finger an der Hose abwischt.

„Zu Tode gehetzt.“ Die Stimme des Jungen klingt belegt, leise und wie verschleiert.

„Sie haben sie echt zu Tode gehetzt.“

Butz legt ihm vorsichtig einen Arm um die Schulter.

Ja, so ist es wohl gewesen.

BERLIN GOTHIC 2

Zweiter Teil

1

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Till rührte in seinen Cornflakes. Im oberen Winkel seines Blickfeldes hatte er Bentheim im Auge. Er hatte sich angewöhnt, ihn zu beobachten, ohne direkt hinzuschauen. Max' Vater wirkte noch ein wenig blasser als sonst, seine dünnen Hände zupften wieder und wieder an der Serviette, die neben seinem Teller lag, er klapperte mit seiner Kaffeetasse, fuhr sich durch die Haare. Irgendwann spät in der Nacht war Till eingeschlafen, aber die Geräusche der Gäste im Erdgeschoss waren in seinem Zimmer noch lange zu hören gewesen.

Till warf Max einen Blick zu und bemerkte, dass auch er seinen Vater im Auge behielt. Als Max' Blick ihn traf, wanderten Tills Augen zurück zu Bentheim. Er wirkte im Grunde genommen ganz normal, ein wenig ausgehöhlt vielleicht, ein wenig nervös, aber in dem lässigen Anzug, mit dem gebügelten Hemd und der weinroten, dünnen Krawatte sah er aus, als wäre alles, was ihm Sorgen bereitete, die Arbeit, der er nachging, die ihm zugleich aber auch eine Menge Geld einbrachte. Nur wenn man genauer hinsah, dachte Till, wenn man sich von Bentheims Blick nicht gleich abschrecken ließ, sondern ein wenig länger in seine Augen sah, wenn man sich klarmachte, wie groß die Pupillen waren, wie grau das Weiße des Auges, wie tief die Falten, die die Augenhöhlen durchzogen, konnte man auf die

Idee kommen, dass es mehr als nur berufliche Sorgen waren, die den Mann quälten. Dass es Ängste sein mochten, Ängste, die man normalerweise hinter sich ließ, wenn man die Kindheit hinter sich ließ, bohrende, sägende Qualen, die eine Unruhe in ihn hineinschossen, der er manchmal vielleicht glaubte nicht gewachsen zu sein. Eine Unruhe, eine Gehetztheit, mit der er wohl unablässig zu ringen hatte, und die ihn - wie Till sich unwillkürlich sagen musste - gefährlich machte. Denn wer so von seinen inneren Dämonen bedrängt wurde, war nicht nur unberechenbar, sondern würde auch weit gehen, um endlich Ruhe zu finden, Schutz vor den Angriffen, denen er sich ausgesetzt fühlte.

„Willst du darüber sprechen?“, hörte Till ihn sagen und sein Kopf zuckte hoch. Aber Bentheim hatte sich nicht an Till, sondern an seinen Sohn Max gewandt.

Max hielt den Löffel fest, mit dem er seine Cornflakes gegessen hatte, und schüttelte den Kopf.

Bentheim sah kurz zu Till. „Ihr habt doch an der Tür gestanden. Felix hat euch gesehen.“

„Ja. Ja, wir wussten ja nicht, dass Sie das nicht wollten.“ Tills Herz puckerte.

Bentheim sah ihn an. Dann blickte er wieder zu Max. „Deshalb starrst du mich die ganze Zeit an?“

Max sah hilflos zu seiner Mutter. Sie lächelte ihn an, sagte aber nichts.

Bentheim stellte die Kaffeetasse, die er noch gehalten hatte, zurück auf die Untertasse und beugte sich ein wenig zu Max

vor. „Hör zu, Max, das war nichts Böses. Es war ein Spiel. Vielleicht hat es dir nicht gefallen, aber ich wollte auch nicht, dass du dir das ansiehst. Ich habe mich mit ein paar Bekannten getroffen, wir haben das gemacht. Ich werde mich nicht vor meinem zwölfjährigen Sohn für das rechtfertigen, was ich mache.“

Max hatte den Kopf gesenkt. Nickte. Seine Hand umklammerte noch immer den Löffel, der in den Cornflakes steckte. Lisa und ihre Schwestern saßen schweigend auf ihren Plätzen, als hofften sie, dass die bedrohliche Wolke, die plötzlich in dem Zimmer zu stehen schien, so schnell wie möglich wieder abzog.

„Max hat einfach einen Schreck bekommen“, sagte Julia und schaute zu ihrem Mann. „Das kann man doch verstehen.“ Sie legte Bentheim ihre Hand auf den Arm. Till bemerkte, wie die Schärfe seines Gesichts ein wenig abgemildert wurde. Aber er war noch nicht fertig. „Hast du denn über das nachgedacht, was wir neulich besprochen haben?“

Max' Blick schnellte zu Till.

„Nein, du brauchst gar nicht zu deinem Freund zu schauen. Das musst du mir schon selbst beantworten. Hast du dir überlegt, wie es weitergehen soll?“

„Aber du hast doch gesagt, ich hab bis zum Ende der Ferien Zeit“, brach es aus Max hervor und Till konnte hören, wie bestürzt er war, weil er sicher war, dass ihm seine Frist gekürzt würde.

„Ja, hast du doch auch“, schaltete sich Julia erneut ein, „aber deshalb kann man

doch auch mal zwischendurch darüber reden.“

„Bist du denn weiter gekommen, hast du schon eine Auswahl getroffen, hast du darüber nachgedacht, was weiß ich, mit Till darüber gesprochen? Der scheint den Kopf ja nicht ganz so sehr in den Wolken zu haben.“

Wieder schaute Max zu Till, als hoffte er, der könnte etwas dazu sagen.

„Jetzt guckt er schon wieder zu ihm“, hörte Till Bentheim zu seiner Frau sagen. „Habt ihr darüber gesprochen?“ Er schaute zu Till. „Mein Sohn scheint nicht in der Lage zu sein, mir dazu etwas zu sagen.“

„Ja, haben wir!“, platzte es aus Max hervor, bevor Till antworten konnte, „aber ich überlege noch. Du hast gesagt, ich hab Zeit -“

Er brach ab. Bis zum Ende der Ferien, musste Till denken. Bis zum Ende der Ferien.

Bentheim stand auf.

„‘Bis zum Ende der Ferien’, wolltest du sagen, richtig? Sag es doch noch dreimal, dann verschiebt sich der Termin vielleicht von selbst.“ Er wischte sich den Mund mit der Serviette ab und warf sie auf den Tisch. „Kommst du?“

Julia stand auf.

„Till? Du und Max, ihr räumt den Tisch ab, Rebecca hat heute ihren freien Tag.“

Till nickte Bentheim zu. Klaro, dachte er, froh, einfach gehorchen zu können. Solange er gehorchte, würde alles glatt gehen, dachte er - und musste gleichzeitig irgendwo in seinem Inneren hinzufügen: Aber was, wenn ich nicht gehorchen kann - weil das, was er mir aufträgt, zu schwer ist?

Lisa und die Schwestern sprangen auf und rannten aus dem Zimmer.

„Dein Ticket habe ich in der Handtasche“, sagte Julia und ging mit Bentheim ebenfalls hinaus.

Max starrte Till an. Er saß als einziger noch auf seinem Platz. Einen Moment schwiegen sie, während sie hörten, wie sich Max' Eltern in der Halle zum Gehen fertig machten.

„Mit mir schimpft er und du machst alles richtig“, flüsterte Max und seine Augen waren riesengroß.

„Quatsch!“ Aber es war auch Till aufgefallen: Wenn Bentheim ihn ansah, war sein Blick milder, schaute er dann zu Max, zogen sich seine Augenbrauen zusammen, die Pupillen schienen stechender zu werden. „Du bist ihm wichtiger, deshalb.“

Max stand langsam auf. Sein Blick hatte etwas Brennendes bekommen. „Ich weiß nicht, was die vorhaben. Aber er ist einer von ihnen“, flüsterte er, dicht an Tills Ohr gebeugt. „Nimm dich in Acht, Till. Sie wollen dich haben. Deshalb hat er dich bei uns aufgenommen.“

Es war, als würde ein heißer Stein in Tills Bauch fallen. Mit einer ruckartigen Bewegung wich er vor Max zurück. Wie bitte? Aber Max sah ihn nur traurig an. Da war kein versteckter Hass in seinem Blick, keine Berechnung, keine Verschlagenheit. Nur diese Müdigkeit, eine Angestrengtheit, die ihm immer zu eigen zu sein schien, etwas, das Max älter wirken ließ als er war, etwas, das ihn niedergedrückte, das die Freude, die nur manchmal noch durchblitzte,

zu ersticken schien.

Till schlug Max mit dem Rücken der flachen Hand gegen die Brust. „Ist doch Unsinn!“ Aber auch er hielt die Stimme gesenkt - und fühlte, wie sein Herz einer Qualle gleich in seinem Hals pochte.

2

„Er hat abgeschlossen, Max, er lässt bestimmt sein Arbeitszimmer nicht offen stehen!“

Max drehte sich zu Till um, der hinter ihm durch den Garten trottete, und hielt ihm eine geschlossene Faust entgegen.

Till blieb stehen. „Willst du ein Fenster einschlagen?“

Max öffnete die Faust und unter seinen Fingern kam ein Schlüssel zum Vorschein.

Till ließ Luft durch die Lippen entweichen.

„Der hängt in der Besenammer neben der Küche“, sagte Max leichthin und nahm seinen Weg wieder auf. „Und er müsste in die Glastür passen, die auf die kleine Terrasse führt.“ Es fühlte sich an, als ob sein Magen einen kleinen Hüpfer machen würde, so sehr freute er sich darüber, auf die Idee mit dem Schlüssel gekommen zu sein. „Wie lange brauchen sie zum Flughafen? Zwei Stunden hin und zurück? Wir haben also ein wenig Zeit.“

Am Ende der Rasenfläche schimmerte ihnen das Gartenhaus durch die Hecke entgegen. Max gab Till einen Stoß in die Seite und setzte sich in Trab. „Aber das ist kein Grund zu trödeln!“

Der Schlüssel glitt mühelos in das Schloss. Max drehte ihn zweimal herum, dann stieß er die Glastür auf. Hell und aufgeräumt empfing sie das Büro seines Vaters. Der Schreibtisch in der Mitte, die

Regale an den Wänden, der Ofen, das Parkett. Zugleich spürte Max, wie seine Beine weich wurden. Sicher, es war ausgeschlossen, dass sein Vater erfuhr, dass sie hier waren. Aber wenn doch? Er schüttelte den Gedanken energisch ab. Sie wollten nichts klauen, nichts kaputtmachen, sich nur ein bisschen umsehen. Das konnte so schlimm doch nicht sein.

Sein Blick fiel auf den alten Computer, der in der Mitte der Arbeitsplatte stand.

„Den können wir nicht anschalten!“, hauchte Till hinter ihm, „das merkt er.“

Max nickte. Das stimmte natürlich. Er trat an die Arbeitsplatte heran und sah über die darauf verstreuten Papiere. Notizen, Diagramme, Skizzen, halb beschriebene Seiten. Material seines Vaters für das neue Buch, abgefasst jedoch in seiner winzigen Handschrift, die Max nicht lesen konnte. Er legte eine Hand auf die Armlehne des mächtigen Drehstuhls mit der hohen Lehne, der vor dem Schreibtisch stand. Für einen Moment glaubte er, den Geruch seines Vaters wahrzunehmen, der seit Jahren jeden Tag viele Stunden auf dem Stuhl verbracht hatte. Überhaupt schien der ganze Raum die Anwesenheit seines Vaters in sich aufgesogen zu haben. Obwohl das Zimmer lichtdurchflutet und gut durchlüftet war, schien sich in den Putz, in die Mauern, in die Bretter des Parketts die Konzentration Bentheims wie eine endlos wiederholte Schwingung eingefressen zu haben.

„Hier geht eine Treppe runter“, hörte er Till rufen und sah sich um. Der Raum hinter ihm war leer. Max trat von der

Arbeitsplatte zurück und blickte in die Richtung, aus der die Stimme seines Freundes gekommen war. Er sah ihn in dem Vorzimmer stehen, in das man durch eine Tür aus dem Arbeitszimmer gelangte.

„Warst du schon mal da unten?“ Till zeigte auf eine Treppenschlucht, die aus dem Vorzimmer heraus nach unten führte und von einer kleinen Tür verdeckt gewesen war.

Max schüttelte den Kopf und ging zu ihm. Till drehte an dem Lichtschalter, der am oberen Treppenabsatz angebracht war. Der altmodische Schalter knackte und ein gelber Schein erhellt den Schacht, in den die Betonstufen hinabführten. In die schmutzig-weiße Wand war ein eisernes Treppengeländer eingelassen. Max stellte sich neben Till und schaute hinunter. Am Fuß der Treppe war nichts außer dem Betonboden des Kellers zu sehen. Plötzlich spürte Max, wie er von hinten gestoßen wurde, war so überrascht, dass er die Arme schon zum Gesicht riss, um es vor dem entsetzlichen Aufprall zu schützen - da fühlte er, wie Till ihn am Arm festhielt. Einen Augenblick lang schien es Max, als schwebte er über dem Abgrund, dann hörte er Tills Lachen an seinem Ohr, krallte sich in den Arm des Freundes, von einer kalten Schweißschicht überzogen und ungeschickt gegen die Wand sinkend.

„Hast du wirklich geglaubt, ich schub's dich da runter?“

Max konnte sehen, wie Till sich freute. Er stieß sich von der Wand ab und schlug Till mit der flachen Hand auf den Hinterkopf. Aber der zog nur rasch den Kopf ein, hielt sich damit nicht länger auf,

sondern hatte bereits begonnen, die Treppe hinunter in den Keller zu springen.

Max hastete ihm hinterher. Unten angekommen starrten sie in einen dunklen Gang, in den sich der modrige Geruch und der schmutzige Putz der Treppe hinein fortsetzten. Till hieb auf einen Lichtschalter, der am Eingang des Gangs angebracht war und sie schritten hinein. Von dem Gang zweigten mehrere Holztüren ab, aber bald hatten sie sich einen Überblick über den Keller verschafft: Da keine der Holztüren verschlossen war, konnten sie in jeden Raum hineinschauen. Alle waren leer, bis auf einen.

Der Kellerraum, der sich direkt unterhalb des Arbeitszimmers befand, war vollständig eingerichtet. An den Wänden hingen großformatige antike Gemälde: Eine Phantasielandschaft im römischen Stil, in der ein einsamer Mönch an einem Ruinenhain verweilte. Eine Gruppe von jungen Männern, die sich im Schatten einer Weide um eine entkleidete junge Frau bemühten, ihr Wein und Speisen brachten, während sie von zwei Zofen auf einer Schaukel hin und her geschwungen wurde, deren Seile hoch oben an einem Zweig der Weide befestigt waren. Das aufwendig ausgeführte Bild einer Schlacht, auf dem im Hintergrund die Massen der Soldaten zu sehen waren, die mit gezückten Schwertern und erhobenen Lanzen aufeinander zuritten, während im Vordergrund die Feldherren, prächtig geschmückt und mit ernstem Gesicht, sich über eine Karte beugten, auf der noch einmal das Tal zu

sehen war, in dem der Kampf ausgetragen wurde. Gemälde, wie Till sie nur einmal gesehen hatte, als er mit der Schule in ein Museum gegangen war, gehängt auf eine dicke Stofftapete, deren beige-rosa Muster dem ganzen Raum eine gemütliche Färbung verlieh.

Außer den Bildern befanden sich zwei schöne, antike Möbel in dem Raum: Ein Sessel, bezogen im gleichen Stoff wie die Wände, und ein kleiner Tisch mit einer silbernen Lampe. Sonst nichts. Nur ein Kamin, der die der Tür gegenüberliegende Wand dominierte und außer der Tür die einzige Öffnung in dem Raum war, da es keine Fenster gab.

Max beugte sich über den Tisch. Darauf lag eine weinrote Mappe, lose mit einem Lederband verschnürt. Ohne nachzudenken, löste er das Band und klappte die Mappe auf. Till sah ihm über die Schulter.

In dem schwachen Licht des Kellerzimmers, das wie eine Oase längst vergangener Zeiten, wie eine Studierstube aus dem 19. Jahrhundert wirkte, erschienen die Fotos, die sich in der Mappe befanden, auf den ersten Blick wie Bilder einer Phantasiewelt, in der zottlige Monster und haarige Lebewesen hinter Gitter gesperrt waren. Erst bei näherem Hinsehen erkannte Max, dass die Ungeheuer ganz normale Tiere waren, die in langen Käfigreihen untergebracht waren. Ziegen. Schafe. Hunde. Vögel. Affen. Er legte die obersten Fotos zu Seite. Darunter kamen weitere Schwarz-Weiß-Bilder von Tieren zum Vorschein: Ein Leopard, verschiedene kleine Nager, ein

Igel - Tiere, die meist schlafend oder bewusstlos auf einer kleinen Liege oder einem Operationstisch lagen. Auch eine Katze war darunter, die Pfoten in alle vier Himmelsrichtungen gestreckt, der weiße Fellbauch nach oben gedreht, der Kopf zur Seite, die Augen geschlossen. Ein Hund in der gleichen Stellung. Hin und wieder war auch ein Mann in einem weißen Kittel zu erkennen, der bei dem Operationstisch stand und eines der Tiere untersuchte. Oder er hockte in einem der Käfige und blickte auf eines der Tiere herab, einen Hasen oder einen Fuchs, die wirkten, als würden sie sich von ihm weg in den äußersten Winkel ihres Käfig drücken, die Beine eingeknickt, den Bauch auf den Boden gepresst, in den Augen ein Schimmer von Unterwürfigkeit oder Furcht. Dabei trug der Mann einen Zwicker auf der Nase und einen altmodischen Bart, der nur Backen und Kinn bedeckte, was Max unwillkürlich an Aufnahmen seiner Vorfahren erinnerte, an Bilder seiner Urgroßeltern, die seine Mutter ihm einmal gezeigt hatte.

Er zuckte zusammen. Till hatte seinen Arm gepackt.

„Was ...“

Als Max' Blick den von Till traf, verstummte er. Till hatte den Zeigefinger seiner rechten Hand auf die Lippen gepresst, seine Augen funkelten. Im gleichen Moment hörte auch Max es. Ein Klappern, Pochen - nein, Schritte! Jemand kam die Treppe herunter!

Sein Blick schnellte zur Tür. Sie stand offen! Und es gab nichts, wohinter sie sich hätten verstecken können.

„Und jetzt?“ Die Worte flogen wie winzige Vögelchen aus seinem Mund. Er hatte sie kaum gehaucht, aber es kam ihn so vor, als würde der ganze Keller davon widerhallen.

Blitzartig nickte Till mit dem Kopf zu der Tür. Rausstürzen? Dafür blieb ihnen doch keine Zeit! Aber bevor Max einen klaren Gedanken fassen konnte, hatte Till ihn schon gepackt und hinter die Tür des Zimmers gezogen, die sich nach innen öffnete.

Max presste sich an die Wand, gegen die Till ihn geschoben hatte, sein Auge kam vor die Lücke zu liegen, durch die man zwischen dem oberen und dem unteren Scharnier in den matt erleuchteten Kellerflur schauen konnte - genau auf die Treppe, die in den Keller hinabführte. Aber dort war niemand! Doch die Schritte waren noch immer zu hören!

Entsetzt drehte sich Max zu Till um. Wessen Schritte waren das? Im gleichen Moment zog ein Gedanke durch seinen Kopf, der so aberwitzig, so irrsinnig war, dass er spürte, wie es ihn förmlich schüttelte. War es ein Gespenst, ein unsichtbarer Geist - der die Treppe hinunterschwebte und zugleich sie mit seinen Schritten erschreckte, weil er natürlich wusste, dass sie hier unten waren, weil er sich einen Spaß mit ihnen machen wollte?

Wieder presste Max das Gesicht an die Lücke, um nach draußen zu spähen, darauf gefasst ein Wesen von diffuser Gestalt zu erblicken, einen Rauch, einen Nebel ...

Da wurde ihm plötzlich klar, dass die Schritte, die sie hörten, nicht von der Treppe her kamen, sondern aus dem Raum

NEBEN ihnen!

Gleichzeitig brach das Geräusch ab. Max hielt die Luft an.

„Woher kommen die Schritte?“, flüsterte er – und merkte erst jetzt, dass er sich an Tills Arm geklammert hatte.

Till nickte mit dem Kopf zu der Wand. Aus dem Nebenraum! Aber dort war doch keine Treppe gewesen!

Ein Klappern – ein Knall. Ein Schaben, Quietschen, als würde eine Tür aufgestoßen, dann erneutes Klappern. Wieder Schritte, diesmal deutlicher, dicht bei ihnen – und hell. Das waren nicht die Schritte eines Geistes, nicht die eines Mannes – es waren die Schritte einer *Frau*!

Im gleichen Augenblick sah Max sie. Sie trug ein gestreiftes Sommerkleid, ihre offenen Haare flossen über ihre Schultern. Sie war ein wenig kleiner als seine Mutter, und jünger, ihr Gang war federnd, fast wirkte es, als würde sie am liebsten hüpfen. Schon griff sie nach dem Treppengeländer und Max sah ihre zierliche Hand, an deren kleinem Finger ein goldener Ring aufblitzte. Dann kamen ihre Füße in sein Blickfeld, die in einfachen, schwarzen Pumps steckten, die Absätze nicht wirklich hoch und doch wohl akzentuiert. Beinahe sahen sie aus wie Trichter, die auf einen winzigen Punkt zuliefen, dessen Berührung mit den Betonstufen das hell klackernde Geräusch verursachte. Ein Fußkettchen – das war alles, was Max noch sah, dann war sie aus seinem Blickfeld verschwunden. Er hörte die obere Kellertür klappen, entfernter ihre Schritte im Erdgeschoss des

Gartenhauses, die Haustür - Stille.

Minutenlang verharnten sie hinter der Tür. Würde gleich noch jemand kommen? Aber es blieb alles ruhig.

„Lass uns nachsehen“, sagte Till schließlich und löste sich aus der Nische.

Max nickte und folgte ihm auf den Flur. Der feine Hauch eines frischen Duftes hing jetzt darin, hatte sich über den erdigen Geruch des Kellers gesenkt. Ein Duft, der nur von der jungen Frau gekommen sein konnte und der bewirkte, dass an die Stelle der Überraschung, des Schreckens, der Max gepackt hatte, ein anderes Gefühl trat, ein Gefühl der Bangigkeit, des Versprechens, des Es-nicht-mehr-erwarten-Könnens, das er schon ein paarmal in seinem Leben verspürt hatte, von dem er zwar nicht genau einschätzen konnte, was es damit auf sich hatte, von dem er aber wusste, dass es ihn nur dann packte, wenn es um ein Mädchen ging.

Till stand mitten in dem Raum, aus dem die Frau gekommen war. Er lag so da, wie sie ihn kurz zuvor gesehen hatten: Ein verstaubter, unbenutzter Kellerraum ohne Fenster.

„Hat sie sich hier drinnen materialisiert, oder was!“

Max grinste zurück. „Oder reingebeamt?“

Er wandte sich zu der Holztäfelung, die die Wände des Raumes bedeckte. Till schaute auf den Boden und an die Decke. Aber eine Klappe oder dergleichen war nicht zu sehen. Also begannen sie, die Wände abzuklopfen.

Wenige Minuten später hatten sie sie

gefunden. Eine Tür, die ihnen beim ersten flüchtigen Blick in den Kellerraum nicht aufgefallen war, die man jedoch, wenn man wusste, wo genau sie sich befand, in der Täfelung auch erkennen konnte, obwohl sie weder über eine Klinke noch einen Knauf verfügte. Auch die Scharniere der Tür waren so unsichtbar wie möglich in die Holztäfelung eingefügt und mit Brettchen überklebt worden.

Till versuchte, seine Fingerkuppen in den winzigen Spalt zu klemmen, der den äußeren Umriss der Tür markierte, aber er war viel zu schmal.

Max griff in seine Hosentasche und holte ein kleines Taschenmesser daraus hervor, das er zu Ostern geschenkt bekommen hatte. Doch als er die Klinge ausklappte, in den Spalt steckte und eben als Hebel benutzen wollte, hielt Till ihn zurück. „Die könnte abbrechen.“

„Wollen wir nicht gucken, was dahinter ist?“ Max warf Till einen Blick zu und musste wieder grinsen, weil Till so ein Backpfeifengesicht aufgesetzt hatte.

„Versuch's doch mal mit dem Korkenzieher.“ Till nahm ihm das Messer aus der Hand, klappte die Klinge ein und den kleinen Korkenzieher, der sich ebenfalls an dem Messer befand, aus. „Das macht zwar ein kleines Loch, aber das können wir nachher mit Dreck wieder zuschmieren.“

Er lehnte sich gegen die Täfelung, drückte die Spitze des Korkenziehers ungefähr dort, wo sich eine Klinke befinden müsste, ins Holz und drehte mit zwei, drei kräftigen Bewegungen den Stahl in die

Bretter.

Dann ließ er das Messer los und nickte Max zu. „Willst du ziehen?“

Max packte den Griff. Als er zog, fürchtete er erst, der Korkenzieher würde aus dem Holz brechen - doch dann spürte er, wie sich die Tür langsam bewegte. Mit einem Ruck riss er sie auf.

Ein dunkler, schmaler Hohlraum kam dahinter zum Vorschein. Das diffuse Licht der Birne, die in dem Kellerraum hing, schnitt ein Dreieck aus Helligkeit hinein. Der Hohlraum war nicht größer als eine Besenkammer. Er war wesentlich schmäler als Max erwartet hatte, auf einer Seite durch eine Mauer begrenzt, auf den anderen drei durch Holzwände, die nur notdürftig mit einer Tapete überklebt worden waren.

Max trat hinein und pochte gegen die Bretter auf der vorderen Schmalseite. Sie klangen hohl.

„Dahinter ist noch ein Hohlraum“, sagte er.

Aber Till hatte sich schon auf den Boden gekniet. Dort war eine Stahlplatte zu erkennen, die in den Beton eingelassen worden war. Er ließ seine Faust auf die Platte sausen. Der Klang war dumpf und hallend.

Max stieß ihn an. „Vorsicht“, zischte er, „nachher hören die uns da unten noch.“

Till lächelte. „'Die da unten' ...“

Aber es stimmte natürlich. Die Frau musste von da unten gekommen sein. Till packte den Eisenring, der an der Platte befestigt war, und zog daran. Ein paar Millimeter ließ sie sich nach oben wuchten,

dann klackte es und ein Riegel oder ein Schloss blockierte die Platte. Max stellte sich neben Till und griff ebenfalls nach dem Ring. Aber es war sofort zu spüren: Sie konnten noch so sehr ziehen, die Platte würden sie weder so, noch mit seinem Spielzeugtaschenmesser aufbekommen.

3

Julia saß auf einem Stuhl in der Knabenabteilung des Kaufhauses und wartete. Till war mit einem Berg Anziehsachen in der Kabine verschwunden. Claire und Betty waren mit Jenna in die Spielwarenabteilung gegangen, um sich dort solange umzusehen, bis Till fertig sein würde. Nachdem Julia Xaver zum Flughafen gefahren hatte - er hatte den Tag über ein Meeting in München, zu dem er gemeinsam mit Felix geflogen war - war sie nach Hause zurückgekehrt und hatte Till und Max im Garten gesucht. Sie hatte sie in der Nähe des Gartenhauses auf dem Rasen liegend gefunden, wo die beiden ganz in ihr Gespräch vertieft gewesen waren. Da Julia schon länger vorgehabt hatte, Till ein paar eigene Anziehsachen zu besorgen, hatte sie darauf bestanden, das nun endlich zu erledigen, auch wenn Max behauptet hatte, dass gerade heute ein besonders schlechter Tag dafür wäre.

Julias Blick schweifte durch die Abteilung des Kaufhauses. Während sie darauf wartete, dass der Junge aus der Umkleidekabine zurückkam, wurde ihr zum ersten Mal bewusst, wie sehr sie ihn bereits ins Herz geschlossen hatte. Sie mochte es, wie er sie anschaute, wie er sprach, wie er kurz überlegte, bevor er etwas sagte, und es gefiel ihr auch, wie er mit ihren Kindern, allen voran natürlich mit Max, umging. Aber war es nicht trotzdem voreilig gewesen, ihn bei sich aufzunehmen? Sie kannten ihn doch fast gar nicht.

Konnten sie sicher sein, dass er das zerbrechliche Gleichgewicht ihrer Familie, um das sich Julia seit Jahren bemühte, nicht vielleicht stören würde? Soweit sie es beurteilen konnte, gab es dafür bisher zwar keinerlei Anzeichen, aber er lebte ja auch erst seit gut zwei Wochen bei ihnen ...

Julias Blick blieb an einer Mutter hängen, die mit ihrem Sohn einkaufte. Was war nur in Xaver gefahren, dass er so leichtfertig eine Entscheidung fällte, die so weitreichend war? Natürlich hatte er gefragt, was sie davon hielt, wenn Till erstmal bei ihnen blieb, und sie hatte nicht nein gesagt. Sie hatte gemeint, dass sie es mittragen würde. Aber sie hatte Xaver in dieser Sache auch nicht gerade befeuert. Nein, Xaver wollte *das*, er wollte den Jungen aufnehmen. Aber wieso? Das war es, was Julia in den vergangenen Tagen im Kopf herumgegangen war, ohne dass sie eine klare Antwort darauf gefunden hatte.

Xaver direkt danach zu fragen, war ihr allerdings auch unpassend vorgekommen. Sie konnte sich seine Antworten, seine Gegenfragen nur zu gut vorstellen: Warum er den Jungen aufnehmen wollte? Hätte er das Heim benachrichtigen sollen? Der Junge war in Ordnung, er verstand sich mit Max, er brauchte ein Zuhause. Natürlich mussten sie ihn aufnehmen, hätte Xaver geantwortet, zumindest vorläufig, für eine gewisse Zeit. Aber Julia war klar, dass es, je länger Till bei ihnen blieb, desto schwerer für alle werden würde, ihn wieder wegzuschicken. Schon jetzt war es im Grunde genommen so gut wie unmöglich. Max würde es

ihnen niemals verzeihen.

Sie lehnte sich in dem Stuhl zurück und stellte die Tüten mit den Hemden, T-Shirts und Strümpfen, die sie bereits eingekauft hatten, neben sich auf den Fußboden. Jetzt saß sie hier und Till, den sie kaum kannte, würde herausgeschossen kommen und ihr zeigen, ob die Jeans passten. „Wie ein Sohn“, ging es ihr durch den Kopf. Aber das war er nicht. Was waren seine Eltern für Menschen gewesen? Er war in Berlin geboren, soviel wusste sie inzwischen, alles andere lag letztlich im Dunkeln. Xaver hatte es übernommen, sich um die Behördengänge zu kümmern - dabei war Xaver sonst immer so peinlich darauf bedacht, nur ja keine Minute seiner kostbaren Arbeitszeit zu vergeuden ...

Julia nahm ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und wischte sich über die Nase. Xaver ... Was war das nur bei Felix gewesen, das plötzliche Nasenbluten? Er hatte sich zwar rasch wieder einigermaßen erholt und doch vollkommen aufgelöst gewirkt. Das Einzige, was ihn wirklich beschäftigt zu haben schien, war, ob den anderen Gästen etwas aufgefallen war! Sie hatte sich Sorgen gemacht, ob er erkrankt war, und er dachte nur an die anderen? Als sie ihn gefragt hatte, wie es ihm ginge, hatte er nur unverständlich geknurrt und dann nichts Eiligeres zu tun gehabt, als ein paar Scherzworte mit Felix über den Zwischenfall zu wechseln. Kein vernünftiges Wort war über die ganze Sache aus ihm herauszuholen gewesen.

„Frau Bentheim?“

Julia sah auf. Vor ihr stand Till. Seine langen dünnen Beine steckten in einem Paar Jeans, darüber trug er ein langärmeliges T-Shirt, das fast genauso aussah wie das, das er angehabt hatte, als sie ihn angefahren hatte. Über seinem Arm lag eine blau-weiße Windjacke. Julia lächelte. Er sah hübsch aus.

„Geht das so?“

Sie erhob sich und strich ihm über den Kopf. Wie sollte er sie nennen? „Frau Bentheim“? Das ging doch nicht. „Mama“? Auf keinen Fall. „Julia“? Was würden die anderen Kinder davon halten. „Tante Julia“? Hmmmm ...

„Prima. Jetzt brauchen wir nur noch Schuhe, oder?“

Till grinste. „Darf ich Turnschuhe haben? Haben doch alle jetzt.“

„Aber auch ein paar richtige!“ Julia setzte sich Richtung Schuhabteilung in Bewegung - und fühlte, wie der Junge neben ihr hertrattete. So zutraulich, aufmerksam und anhänglich, dass ihr Herz ganz weich wurde.

„Unterhalten!“ Lisa ließ die Gabel mit den Spaghetti auf halber Höhe stehen und sah ihren Bruder an. „Das kannst du vielleicht Mama erzählen, aber mir doch nicht!“

Max kaute auf seinen Nudeln. Sie saßen auf den Hockern in der Küche, Rebecca hatte ihnen die Spaghetti gekocht.

„Frag Till, wenn er wieder da ist“, sagte Max, nachdem er heruntergeschluckt hatte.

Lisa warf die Gabel zurück auf den Teller. „Und vorher sagst du ihm noch schnell, was er mir antworten soll, stimmt's!“

Max kaute schon wieder, den Blick auf den Teller gesenkt.

Aber Lisa wollte es jetzt genau wissen. „Ich habe Till neulich schon gefragt, was ihr die ganze Zeit macht, aber er ist mir ausgewichen. Hast du ihm gesagt, er soll mir nichts davon erzählen?“

Max schüttelte den Kopf und sie hatte das Gefühl, er hätte sich noch ein wenig tiefer über den Teller gebeugt.

„Max?“

Er sah hoch. Er war zwar ein bisschen älter als sie, aber Lisa hatte nie das Gefühl gehabt, er wäre ihr wirklich überlegen. Klar, er war stärker, schneller auch, aber Max war leichtsinnig, er war einfach zu beeindrucken, das wusste sie, und sie wusste auch, dass sie ihm Angst einjagen konnte, wenn sie wollte. Sie musste ihm nur erzählen, dass sie nachts

etwas gehört hätte, schon würde sie spüren, wie er unruhig wurde. Max hingegen könnte ihr nie Angst machen. Instinktiv wusste Lisa, dass sie immer einen kühleren Kopf bewahren würde als er.

„Nee wirklich, sag mal. Ich hab euch jetzt erstmal in Ruhe gelassen, aber du kannst nicht ewig ein Geheimnis daraus machen.“

Max sah sie mit großen Augen an. „Was willst du denn?“ In seiner Stimme schwang Ungeduld.

„Ich will wissen, was du und Till, was ihr die ganze Zeit über zusammen macht. Ihr führt doch was im Schilde!“

Max lehnte sich zurück. „Und wenn ich dir gesagt habe, was wir machen, läufst du zu Papa und erzählst ihm alles.“

„Ach was!“ Lisa musste nicht überlegen, was sie antworten sollte, es kam ganz spontan und wirkte deshalb, wie sie fand, auch recht überzeugend.

„Warum willst du es denn wissen, Lisi? Hast du nicht genug mit deinen Freundinnen um die Ohren? Lass uns mal einfach in Ruhe“, kam es von Max, aber sie spürte, dass sein Widerstand schon zu erlahmen begann.

„Ich find Till ja ganz nett“, sagte sie und stocherte in den Nudeln, die langsam kalt wurden. „Was soll ich Mama denn sagen, wenn sie fragt, ob wir ihn dabeihalten sollen?“ Ganz beiläufig hob sie den Blick. Das hatte gesessen. Max sah sie bestürzt an.

„Meinst du, Mama und Papa schicken ihn nochmal fort?“

Lisa konnte regelrecht fühlen, wie ihren Bruder die Unruhe gepackt hatte. „Ich weiß nicht“, sagte sie. Und das stimmte. „Was hat Papa ihm denn gesagt? Erstmal kann er bleiben, und dann würden sie weiter sehen. Das heißt ja nicht, dass er jetzt für immer hier bleiben kann.“

„Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, dass er nicht mehr bei uns ist. Du?“

Lisa ließ den Kopf kreisen, was sowohl ein Nicken als auch ein Kopfschütteln sein konnte. Sie ahnte, dass sie auf dem besten Weg war, Max genau dort hinzubekommen, wo sie ihn haben wollte.

„Wir waren vorhin bei Papa im Gartenhaus“, hörte sie ihn zögernd sagen.

Lisa atmete aus. „Wieso das denn?“

„Wir wollten mal gucken.“

„Ohne dass Papa euch das erlaubt hat?“ Kaum hatte sie ihren Bruder endlich dazu gebracht, ihr zu sagen, was sie wissen wollte, fragte Lisa sich auch schon, ob das wirklich so eine gute Idee gewesen war.

Max nickte mit dem Kopf. Er sah sich um, aber Rebecca war nicht mehr in der Küche. „Er hat eine Frau dadrin.“

Lisa erstarrte. Was?

Max' Augen ruhten auf ihr, als wollte er die Wirkung seiner Worte überprüfen.

„Eine Frau?“ Was denn für eine Frau?

„Wir sind rein und haben uns umgesehen, dann hat Till eine Treppe in den Keller gefunden. Und dort unten haben wir sie gesehen. Sie war ziemlich jung ...“, es kam Lisa so vor, als würde Max' Stimme ein wenig heiser klingen, „ ... und sah hübsch aus.“

„Was hat sie denn da gemacht?“

Max' Blick glitt an ihr vorbei zum Fenster. „Keine Ahnung.“ Und dann hefteten sich seine Augen wieder auf ihr Gesicht. „Ich weiß nicht, was Papa mit ihr macht. Aber sie hat uns gar nicht bemerkt. Es kam mir so vor, als würde sie sich dort ganz wie zu Hause fühlen.“

„Was Papa mit ihr macht ...“ Die Worte trafen Lisa wie Nadelspitzen. „Weiß Mama davon?“

Max zuckte mit den Schultern. Er schob den Teller zurück. „Hat sie dir davon mal was erzählt?“

„Dass Papa eine andere Frau im Gartenhaus hat? Spinnst du?“

Lisa spürte, wie sich die Gedanken in ihrem Kopf verhedderten. Sie liebte ihren Vater über alles, sie wusste, dass er sehr stolz auf sie war, dass sie und er sich unendlich viel besser verstanden als Max und ihr Vater. Nicht zuletzt deshalb hatte er sie ja auch gebeten, mit Till über Max zu sprechen. Jetzt aber hatte sie erfahren, dass die beiden Jungen bei ihm im Gartenhaus gewesen waren, dass sie dort eine Frau gesehen hatten. Musste sie das nicht ihrem Vater erzählen - bevor es zu spät war? Bevor Max sich in eine Lage begeben haben würde, aus der er vielleicht nicht mehr herausfinden würde? Aber was würde ihr Vater dann mit Max machen? Und ihre Mutter? Sollte sie ihre Mutter einweihen? Auch wenn Lisa das so klar nicht denken konnte, spürte sie doch, dass das, was Max ihr gerade anvertraut hatte, etwas war, das sie selbst bedrohte.

„Vielleicht arbeitet die Frau mit Papa“, stieß Lisa hervor und sah Max an.

Aber der zog nur die Augenbrauen hoch. „Ja, vielleicht.“ Dann stützte er die Ellbogen auf den Tisch und bohrte die Fäuste in die Wangen. Sein Blick war ruhig, als wäre er auf alles gefasst. „Und? Sagst du es jetzt Papa, dass wir in dem Haus waren?“

„Nein, natürlich nicht, das hab ich dir doch gesagt“, verteidigte sich Lisa, aber sie wusste, dass das schwierig sein würde, dass sie, Max und Till vielleicht noch zu jung waren, um diese Dinge alleine zu handhaben.

„Wirklich nicht?“ Max lächelte. „Da bin ich ja mal gespannt.“ Er nahm die Arme herunter und stand auf. „Aber das sag ich dir. Wenn Papa Till wegschickt, weil du nicht den Mund gehalten hast, dann ...“ Er schien kurz überlegen zu müssen. „... dann köpf' ich deine Barbies.“

Er grinste sie an. Es war, als hätte jemand das Licht angeknipst. Lisa lachte und sprang auf. Sie liebte ihn, sie liebte Max. Sie ging um den Tisch herum und schlängelte die Arme um ihren Bruder. Sie mochte sich manchmal älter fühlen, aber sie war mehr als einen halben Kopf kleiner als er.

„Ich glaube nicht, dass Mama und Papa Till wieder wegschicken“, sagte sie. „Gestern hat Mama mir erzählt, dass Papa ihn auf unserer Schule angemeldet hat.“

Max strahlte sie an. „Und, freust du dich?“

„Das geht dich nichts an!“, rief etwas in

ihr. „Warum nicht?“, wich sie ihrem Bruder aus und ließ ihn los. Sie war erleichtert gewesen, dass Till bei ihnen bleiben würde - unendlich erleichtert? Sie wusste nicht genau, was es war, aber als sie erfahren hatte, dass Till sie so bald nicht wieder verlassen würde, hatte sie sich gefühlt, als würde sie in einen riesigen Wattebausch fallen.

Till wollte in seinem Bett gerade unter die Decke mit dem aufgedruckten Sonnenaufgang schlüpfen, als es an der Tür klopfte.

„Ja?“

Die Tür öffnete sich einen Spalt und Max' Mutter sah zu ihm herein.

„Xaver liest Max noch eine Gutenachtgeschichte vor. Hast du Lust, mitzuhören?“

Till ließ die Decke, die er bereits in der Hand hatte, fallen und rannte zur Tür.

„Super.“

Das hatte es bisher nicht gegeben. Wenn jemand vorgelesen hatte, dann war das Julia gewesen. Till vermutete, dass Bentheim es heute machte, weil er den Tag über verreist gewesen war und sich irgendwie freute, am Abend wieder daheim bei seiner Familie zu sein. Da wollten sie ihn nicht ausschließen und baten ihn gleich dazu. Dass er dankend abgelehnt hätte, kam nicht in Frage. Er konnte sich nicht erinnern, außer von Julia überhaupt jemals am Abend von jemandem etwas vorgelesen bekommen zu haben!

„Bengt war gerade erst zwölf Jahre alt geworden, als ihm das erste Mal der Gedanke kam, dass er sich das Leben enorm erleichtern konnte, wenn er bestimmte Sätze, die er immer wieder benutzte, durch einfache Zahlen ersetzte“, las Bentheim vor, als Till sich auf dem bequemen Sessel in Max' Zimmer eingerollt und mit einer

Decke zugedeckt hatte. Max lag in seinem Bett, die Decke bis zum Kinn heraufgezogen, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Sein Vater hatte auf dem Stuhl am Schreibtisch Platz genommen, Julia stand im Türrahmen, halb draußen, als wollte sie ohnehin gleich gehen.

Bentheim fuhr fort: „'Wenn ich beim Essen das Salz will', sagte Bengt zu seiner Mutter, ,nur um ein Beispiel zu nehmen. Dann habe ich bisher immer gesagt: „Kann ich bitte das Salz haben", stimmt's?'

Die Mutter nickte. Worauf wollte der Junge hinaus?

,Eben.' Bengt sah sie lächelnd an. ,Aber ab jetzt sage ich stattdessen nur noch „4". „4" bedeutet: „Kann ich bitte das Salz haben." Okay?'

Bengts Mutter warf seinem Vater einen langen Blick zu. Aber Bengts Vater hatte es sich abgewöhnt, zuzuhören, wenn sein Sohn etwas erzählte. Er hatte die Zeitung neben seinem Teller liegen und bemerkte nicht einmal, dass seine Frau zu ihm sah.

,4', hörte sie Bengt sagen - und schaute zu ihm.

Ihr Sohn strahlte sie an. Seine Augen wanderten zum Salzfässchen, das neben ihr stand und er nickte heftig mit dem Kopf. Fast hatte sie den Eindruck, als würde er mit den Lippen lautlos „Das Salz, Mama, das Salz!" formen, zu hören war jedoch nichts.

Sie atmete aus, griff nach dem Fässchen und schob es ihm über den Tisch zu.

,9', sagte Bengt und schüttelte sich - offensichtlich hochbefriedigt, dass das mit der 4 so gut geklappt hatte - ein paar

Körnchen auf das weiche Ei, das in einem Becher vor ihm stand.

„Und das heißt „Danke“, oder was“, sagte seine Mutter und sah ihn an.

,1.‘

Sie konnte förmlich sehen, wie er innerlich lachte.

,“1“ ist „ja“, stimmt’s?“ Jetzt musste sie auch grinsen.

,1.‘

,77“, erwiderte seine Mutter.

Bengts Löffel blieb auf halber Strecke zu seinem Mund stehen. ,“77“?“

,Heißt „Okay“.‘

,2. „Okay“ 12 „20“.‘

,Nein. „Okay“ heißt „20“?“

,1.‘“

Xaver hielt inne und schaute zu Max, der ihn nicht aus den Augen gelassen hatte.
„Alles klar?“

Max schaute zu Till. „1.“

Bentheim nickte und seine Augen wanderten zu Till. „Wollt ihr weiter hören oder lieber was anderes?“

„Mach schon Papa, lies weiter“, kam Max Till zuvor. „Du hast mir noch nie eine von deinen Sachen vorgelesen, ich will die Geschichte jetzt ganz hören.“

Bentheim lächelte, es kam Till so vor, als freute er sich über die Antwort seines Sohnes. Max’ Vater beugte sich wieder über das Buch. „Von diesem Tag an war Bengt – “

„‘Bengt’ ... was ist das überhaupt für ein Name?“ Max hatte die Hände unter seinem Kopf hervorgezogen und sich auf den Ellbogen gestützt.

„Schwedisch, glaube ich.“ Sein Vater

runzelte die Stirn.

„Okay.“ Max sank wieder auf seine Matratze. „Tschuldigung.“

„Von diesem Tag an war Bengt nicht mehr zu bremsen“, hob Bentheim wieder an. „Er begann, systematisch alle Sätze und Wortkombinationen, die er wiederholt benutzte, durch Zahlen zu ersetzen. Wenn er mit seinen Autos spielte und sich vorstellte, dass der offene Rennwagen den Jeep überholte, sagte er nur noch ‚454‘ zu sich und wusste, dass er eine Menge Worte gespart hatte. Wenn er überlegte, ob er ein Buch lesen oder Fußball spielen gehen sollte, sagte er sich nur noch ‚2008‘ und wusste, was gemeint war. Vor allem aber entwickelte er für die Geschichten, die er sich ausdachte, bevor er abends einschließt, eine ganze Masse von Abkürzungen, um möglichst schnell die immer gleichen Ausgangskonstellationen zu überwinden und in die Verästelungen hineinzukommen, die er sonst nur erreicht hätte, wenn er erst Stundenlang phantasiert hätte. Ein Junge verirrt sich im Wald? ‚97‘. Der Junge stößt auf ein einsames Haus? ‚112‘. In dem Haus lebt eine arme Frau zusammen mit ihrer Tochter? ‚217‘. Die Tochter verliebt sich in den Jungen? ‚242‘. Sie verliebt sich nicht in den Jungen? ‚243‘. Erstmal nicht? ‚244‘. Und so weiter. So brauchte er sich nur zu sagen, ‚97 112 218 - ‘“

„‘218’?“ Wieder war es Max, der dazwischen gekräht hatte.

„‘218’, ja: In dem Haus lebt nicht eine arme Frau mit ihrer Tochter, sondern ein armer Mann mit seiner Tochter.“

Max warf Till einen Blick zu.

Aber Till starrte nur zu Bentheim.

Der hatte die Augen schon wieder auf die Buchseiten vor sich gerichtet und las weiter. „... 218 244“ - und schon wusste er, dass sich der Junge im Wald verirrt, auf ein einsames Haus stößt, in dem ein armer Mann mit seiner Tochter haust, die sich erst einmal nicht in den Jungen verliebt. *Erst einmal, wohlgemerkt.* Und so konnte er weiterspinnen: „411 739 9030 9966“, sodass die Geschichte im Handumdrehen eine Räuberbande umfasste, die dem Vater der Tochter große Sorgen machte, den Kampf des Jungen gegen den Häuptling der Räuber und einen ersten schweren Rückschlag.“

Till sah, wie Max die Decke ein wenig hochzog, um seine Füße frei zu bekommen.

„Das war, als Bengt zwölf Jahre alt war“, fuhr Bentheim fort. „Als er dreißig wurde –“

„Papa?“

Bentheim brach ab und sah hoch. Max hatte sich in seinem Bett aufgestützt und sah zu ihm. „Papa, ich versteh gar nichts, müssen wir das lesen?“

Till schauderte zusammen. Warum hörte Max nicht einfach zu? Was gab's da denn nicht zu verstehen?

„Was verstehst du denn nicht, Max?“, fragte Bentheim und Till hatte das Gefühl, trotz der Ruhe in seiner Stimme zu hören, dass er sich anstrengen musste, so gefasst zu erscheinen.

„Wieso Bengt diese Zahlen erfindet, was das soll - ich verstehe überhaupt nicht,

worum es geht. Ich dachte, wir lesen eine ... eine Seeräubergeschichte vielleicht ... hattest du nicht neulich mal etwas von einer Seeräubergeschichte gesagt?" Max' Stimme verlor sich ein wenig, als hätte ihn der Mut plötzlich verlassen.

Bentheim wischte sich kurz über die Augenbraue. „Jetzt haben wir doch hiermit angefangen.“

„Ja, okay, aber was soll das denn, das mit den Zahlen?“

„Willst du nicht wissen, wie es ausgeht?“

Max legte sich zurück auf sein Kissen. „Wie geht es denn aus?“

„Dazu musst du ihn fertig lesen lassen!“, schrie es in Till, aber zu seiner Überraschung klappte Bentheim das Buch zusammen - nicht ohne den Zeigefinger dort zwischen die Seiten zu klemmen, wo er gelesen hatte - und beugte sich vor. „Der Junge macht immer weiter so“, erzählte er, „ersetzt immer mehr Wörter und Sätze durch Zahlen, bald schon ganze Absätze, dann Kapitel und ganze Abhandlungen. Die schwierigsten Gedankengänge fasst er unter einer Zahl zusammen. Das erfordert natürlich eine enorme Konzentration, eine phantastische Geisteskraft, aber Bengt ist so schlau, dass er nicht durcheinanderkommt. Er bedient sich in allen möglichen Wissenschaften, saugt deren Ergebnisse auf, etikettiert sie mit einer Zahl, wendet sich der nächsten Disziplin zu, so dass er als erwachsener Mann schließlich das gesamte Weltwissen mit ein paar Zahlen handhaben kann. Wenn er redet, versteht schon seit langem niemand mehr ein

Wort von dem, was er sagt, es sind nur endlose Ketten von Zahlen. Aber es ist nicht so, dass es Unsinn ist, was Bengt sagt. Wenn sich jemand die Mühe macht und die Zahlenreihen aufschreibt, und sich dann von Bengt auseinandersetzen lässt, was jede einzelne Zahl bedeutet, dann kann er durchaus nachvollziehen, was Bengt meint. Nur dass er dafür ein paar Monate braucht, während Bengt einfach nur ,8000677 784529 775344219' sagt."

Max starrte seinen Vater an. „Ah.“

„Ja.“ Till sah, wie Bentheims Blick auf seinem Sohn ruhte. Alle Schärfe war jetzt daraus gewichen, es war ein liebevoller, ein besorgter Blick, ein Blick, wie Till sich immer gewünscht hatte, dass er auf ihm einmal ruhen würde.

„Am Anfang hat Bengt sich noch ein paar Mal die Mühe gemacht, den anderen Menschen seine Zahlen-Sätze zu übersetzen, aber bald schon dauert ihm das alles zu lang, bald schon redet er mit niemandem mehr, nur noch mit sich selbst. Und auch das stellt er bald ein und beginnt, die Sätze nur noch aufzuschreiben. Denn er ist davon überzeugt, dass - auch wenn die anderen ihn jetzt nicht verstehen - in ferner Zukunft einmal die Menschen so weit sein werden, seine Zahlen-Sätze zu begreifen.“

Jetzt war doch wieder ein wenig Farbe in Max' Gesicht zurückgekehrt. „Und?“, fragte er. „Kommt es so, wie er sich das vorgestellt hat?“

Bentheim lächelte. „Fast. Es dauert tatsächlich zweihundert Jahre. Zweihundert Jahre lang liegen Bengts Schriften in einem

Keller und modern vor sich hin. Bengt ist vollkommen in Vergessenheit geraten, schon zu Lebzeiten hatte sich niemand mehr für diesen zahlenspuckenden Kauz interessiert. Aber nach zweihundert Jahren werden seine Schriften entdeckt, und inzwischen sind auch die anderen Menschen so weit, dass sie verstehen, was er aufgeschrieben hat.“

Er hielt inne.

Max riss die Augen auf. „Aus?“

Bentheim lachte. „Naja, die entscheidende Frage ist jetzt natürlich, was Bengt aufgeschrieben hat, oder?“

Max holte Luft, Till merkte ihm an, dass das Interesse, das sein Vater für einen kurzen Moment in Max entfacht hatte, schon wieder zu verfliegen begann. „Ja“, sagte er, aber es klang eher wie eine Frage.

„Die Menschen lesen also Bengts Schriften und sie entdecken, dass es stimmt. Er hat vor zweihundert Jahren bereits all die Dinge vorausgesagt, die sie erst vor kurzem entdeckt haben. Alles was er aufgeschrieben hat, ist so eingetroffen.“

Bentheim schaute zur Tür, in der noch immer Julia stand. „Bengt war schneller gewesen - aber zu guter Letzt waren auch alle anderen Menschen auf all das gekommen, was er als erster erkannt hatte. So hatte ihm seine Schnelligkeit, die er ja nur dank seiner besonderen Sprache erreicht hatte, im Grunde genommen gar nichts genutzt. Bengt war vor allem nur eines gewesen: Unendlich einsam.“

Bentheim schaute zurück zu Max, dessen Kopf jetzt tief in das weiche Kissen gesunken war. „Und damit hatte meine

Geschichte geendet.“

Till konnte Max' große Augen sehen, die aus dem Kissen heraus seinen Vater anschauten.

Bentheim stand auf. „Morgen lesen wir eine andere, okay? Vielleicht gefällt dir die dann besser.“

Max nickte. „Sie hat mir ja gefallen“, murmelte er leise, gab sich dann aber einen Ruck. „Und warum wolltest du uns ausgerechnet diese Geschichte vorlesen?“

Bentheim schaute kurz zu Till, als wollte er ihm etwas sagen, ließ es dann aber doch und wandte sich wieder an Max. „Ich habe über das nachgedacht, was wir neulich besprochen haben. Dass du dir ein paar Gedanken darüber machen sollst, was du aus deinem Leben machen willst. Vielleicht bin ich da ein bisschen streng gewesen. Das tut mir leid. Deshalb wollte ich dir die Geschichte von Bengt einmal vorlesen. Ich bin kein Unmensch, weißt du.“

Max nickte.

„Du sollst nicht denken, dass ich einen Bengt aus dir machen will, Junge.“ Jetzt war auch Bentheims Stimme ganz leise.

„Ich muss mir nichts überlegen?“ Aus Max' Stimme war unverkennbar herauszuhören, wie er Hoffnung schöpfte.

Bentheim lachte. „Nein, das habe ich nicht gesagt! Du musst dir das schon überlegen. Ich wollte dir nur zeigen, dass ich schon sehr genau weiß, wie schwierig das alles ist. Was mit Bengt in der Geschichte passiert, ist aber extrem. Das wird dir natürlich nicht gleich widerfahren, nur weil du dich ein bisschen

auf deine Zukunft vorbereitest.“

Max richtete sich auf, verwirrt. „Was denn jetzt? Du hast es doch eben selbst gesagt: Bengt war zwar schneller als alle anderen, er hat sie alle abgehängt - aber was hat es ihm gebracht? Er war nur unendlich einsam.“

Bentheim atmete aus. „Junge, Max, ich hab dir eine Geschichte vorgelesen, um deinen Horizont zu erweitern. Willst du mir jetzt erzählen, das überfordert dich, oder was?“

Till sah, wie sich Max' Augenbrauen steil nach unten zur Nase zogen, sodass sie ein spitzes V bildeten. „Was soll ich denn jetzt machen? Was ist? War das alles nur eine Falle? Wolltest du prüfen, wie sehr ich mich nach dem richte, was du sagst - während du eigentlich willst, dass ich mich dagegen auflehne?“

„Was redet er da?“, dachte Till, dem die eigene Anwesenheit, je länger er in dem Zimmer sitzen blieb, desto unpassender vorkam. Wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, Max beistehen zu wollen, hätte er längst das Weite gesucht. Aus dem Augenwinkel sah er, dass Julia ihren Platz an der Tür bereits verlassen hatte.

„Ich kann dir nicht abnehmen, was du denken willst, Max.“ Bentheims Stimme war nach wie vor gefasst, aber ihr war auch anzuhören, dass er das, was er sagte, für sehr wichtig hielt.

„Warum liest du mir dann so eine bescheuerte Geschichte vor, Papa? Was willst du mir denn damit sagen?“

Till sah, wie sich Bentheims Hände um das Buch, das er noch immer festhielt,

schlossen, wie das Fleisch zwischen den Knöcheln weiß wurde. „Ich will das Beste für dich, Max, und dazu gehört, dass ich dir beibringe, den eigenen Kopf zu benutzen.“

„Ach ja!“ Max war aufgesprungen, er stand jetzt auf seiner Matratze, so dass sein Kopf genau auf der Höhe des Kopfes seines Vaters war. „Das Beste für mich? Du willst doch nur eins, Papa: Mit der Frau in deinem Gartenhaus sein!“

Kaum hatte er das hervorgestoßen, war es, als würde sich eine bleiernde Stille auf das Haus senken. Bentheim wich einen Schritt zurück, als hätten Max' Worte ihn mit großer Wucht vor die Brust gestoßen.

Gleichzeitig fuhr Till herum und sprang mit zwei Sätzen zur Tür. In der Diele stand Max' Mutter. Ihr Gesicht wirkte, als hätte sich eine unterschwellige Asymmetrie dorthinein geschlichen. Sie hatte eine Hand auf die Brust gelegt, die andere hing schlaff herunter.

Till witschte an ihr vorbei in sein Zimmer und warf die Tür hinter sich zu. „Er hat es gesagt, er hat es gesagt, er hat es gesagt“, hämmerte es in seinem Kopf. Bentheim würde ihn rauswerfen, sie waren in seinem Keller gewesen, es war alles vorbei.

Till sprang auf sein Bett, steckte den Kopf unter das Kissen und zog die Decke ganz über sich. Es kam ihm so vor, als ob in seinem Inneren eine kreischende Säge Stahl fräsen würde. Bis ihm mit einem Mal bewusst wurde, dass er sich das schrille Geräusch nicht einbildete, sondern dass es tatsächlich das Haus erfüllte. Es war Max,

der schrie. Ein Ton, der nichts mehr mit der Stimme gemein zu haben schien, die Till von ihm kannte.

Heute

Es ist eine geräumige Halle mit einer gewölbten Decke. Durch die vergitterten Fenster, die sich an zwei Wänden unterhalb der Decke befinden, fallen schräg Sonnenstrahlen herein, in denen die Staubkörner tanzen. Wände und Decke sind aus Klinkerbausteinen gemauert, die nachträglich grob und weiß übertüncht worden sind. Es riecht nach Schweiß und wenn die S-Bahn über ihre Trasse rattert, unter der sich die Halle befindet, dröhnt das ganze Gemäuer.

Claire hat die Eisentür, die in den Vorraum der Halle führt, einfach aufgezogen. Kein Empfangstresen, keine Empfangsdame - nur ein paar türkische Halbwüchsige, die grinsten, als sie sie sahen.

Wo Herr Barkar trainiere, hat sie sie gefragt und die Jungen haben ihr die Tür gewiesen, die in die Haupthalle führt. Als Claire vor wenigen Minuten die Halle betreten hat, hat sie ihn gleich gesehen. Er stand unterhalb der streifigen Sonnenstrahlen auf einem erhöhten Ring, der Oberkörper entblößt, die Beine in langen weichen Jogginghosen, die Hände mit Bändern umwickelt. Geistesgegenwärtig ist sie hinter einen der Pfeiler zurückgewichen, die die Decke tragen, bevor er zu ihr herübersehen konnte.

„Was soll's, Fred“, hört sie die

außergewöhnlich belegte Stimme des Mannes mit dem gedrungenen Kopf, der vor Frederik im Ring steht, „du weißt es doch selbst am besten. Lubajew war eine harte Nuss - und du hast ihn mühelos geknackt. Aber was heißt das schon? Was nutzen dir alle Siege, auf die du zurückblicken kannst, wenn dein nächsten Kampf eine Niederlage wird?“

Claire schiebt den Kopf etwas vor, bis sie zum Ring schauen kann.

„Ist gut, Ulli, komm, lass uns weitermachen.“ Frederik hat begonnen, leicht in den Beinen zu federn. Der Mann vor ihm, ein weißhaariger, rundköpfiger Alter mit deutlich gebrochener Nase, hebt seine Hände, an denen so etwas wie kleine Matten befestigt sind. Beinahe liebevoll touchiert er mit der Rechten Frederiks Kopf, zieht die Hand zurück, hält beide Hände vor Frederik hoch - und verfällt ebenfalls in die tänzelnden Bewegungen der Boxer.

Tack tack tacktack - mit leichten Püffen schlägt Frederik gegen die Matten, die der Alte vor seinem Gesicht hin und her hüpfen lässt. Tacktacktacktack - jetzt rotieren seine Fäuste weiter unten wie zwei Kolben, die sich umeinander drehen - da trifft ihn erneut eine Matte am Kopf, so dass er den Rhythmus seiner federnden Sprungbewegungen wieder ändern und von oben schlagen muss.

Ein halbes Dutzend Männer steht um den Ring herum, einige haben die Arme auf den Boden des Rings gestützt, andere halten sich mehr im Hintergrund. Alle Augen sind auf Frederik gerichtet. „Team Barkar“ ist auf ihren T-Shirts und Sweatshirts zu

lesen, darunter das Logo eines Hundes mit riesigem Kopf und winzigem Hinterteil, der sein Maul weit aufreißt und die spitz zulaufenden Zähne unter den rotunterlaufenden Augen dem Betrachter entgegenstreckt.

Beinahe eine Stunde lang steht Claire hinter dem Pfeiler und verfolgt das Training. Wenn jemand an ihr vorbeikommt, lächelt sie und keiner kümmert sich um sie. Als die Sonnenstrahlen vor den vergitterten Fenstern langsam schwächer werden, bemerkt sie, dass das Training zu Ende geht. Nur noch Frederik und der Coach sind in der Halle. Sie klettern durch die Seile aus dem Ring, springen auf den Boden, laufen Richtung Ausgang an dem Pfeiler vorbei, hinter dem sie steht.

„Frederik?“

Sie sieht, wie er zusammenzuckt. Beide Männer drehen sich zu ihr um. Frederiks Augen glänzen, der Trainer runzelt die Stirn.

„S Okay, Ulli“, murmelt Frederik dem kleinen Mann zu, „ich komm gleich nach.“

Ulli lässt den gedrungenen Kopf nach oben wippen, dreht sich dann aber um und verlässt die Halle. Frederik kommt auf sie zu. Sie sieht, wie er den Mund öffnet, etwas sagen will. Aber Claire will es nicht hören. Es ist fast, als ob sie fliegt. Sie spürt, wie ihre Lippen sich heiß auf seinen Mund pressen. Schließt die Augen, fühlt, wie seine Arme um sie greifen, sie halten, überlässt sich ganz seinem Griff.

Ihr Kopf sinkt in den Nacken, seine Nähe

berauscht sie, ihr ganzer Leib scheint sich zu entfalten.

Es ist wie ein Schnitt, wie ein Stich, als sein Kopf plötzlich zurückzuckt. Ihre Lider öffnen sich, als würde sie aus einem Traum erwachen. Groß und klar erhebt sich sein Gesicht über ihr, seine dunklen Augen ruhen auf ihr - aber sie sieht es sofort: Es ist etwas passiert. Es ist, als hätte sich etwas in ihn verbissen, als würde ihn etwas quälen.

Erschrocken lässt sie ihn los.

Seine Wangenknochen treten hervor.

„Frederik, was ist?“ Sie wagt es nicht, ihn zu berühren. „Warum rufst du nicht zurück?“ Seitdem er sie in ihrer Wohnung aufgesucht hat, hat sie ihn nicht mehr gesehen. „Wenn es wegen Butz ist -“

Seine Schultern rutschen hoch, über sein Gesicht huscht ein Ausdruck des Schmerzes, als ob sie ihn geohrfeigt hätte. „Claire“, seine Hand schnellt mit der Handfläche in ihrer Richtung nach oben, „wir können uns nicht mehr sehen.“ Sein Kopf wiegt sich, als würde etwas in ihm versuchen, nach außen zu kommen.

„Nicht mehr sehen?“

Claires Mund ist trocken. Was ... was ist denn geschehen - wie kann er ...

„Ich kann es dir nicht erklären.“ Sein Blick trifft sie wieder. „Es ist besser - für alle ...“

„Nicht für mich, Frederik!“, ihre Stimme überschlägt sich fast. Aber sie ist nicht wütend, sie ist nur erschrocken, bis ins Mark. „Ich kann das nicht.“ Jetzt steht sie doch wieder bei ihm, auf den Zehenspitzen,

ihr Körper, der ihr klein vorkommt, wenn sie in seiner Nähe ist, lehnt gegen ihn, ihre Arme sind um seinen Rücken geschlungen, ihr Gesicht ist seinem nahe, sie spürt, wie ihre Lippen ihn rasend machen, sie legt den Kopf auf seine Brust, ihre Hand streicht über seinen Hals. „Ich kann dich jetzt nicht verlieren, ich ...“ Ich hab mich doch ... wie soll ich das sagen ... siehst du das denn nicht selbst?

Sie beugt den Kopf zurück, schaut ihn an. Das Verhärtete, das eben noch in seinem Gesicht gestanden hat, hat sich aufgelöst, seine Augen schauen wie von ihrem Anblick erfüllt auf sie herab.

„Es war bei unserem letzten Treffen, Claire, bei dir, in der Speisekammer, ich ... ich ...“ Frederik senkt die Stimme noch ein wenig, ergreift ihre Hand, seine Augen scheinen sie beinahe verschlingen zu wollen. „Claire, ich liebe dich, ich - wir dürfen uns nicht mehr sehen, ich kann es nicht ...“ Er wirft sich in seinen Stuhl zurück.

Sie haben ein kleines Restaurant aufgesucht, das sich schräg gegenüber von der Trainingshalle befindet. Die Wirtin hat Frederik freudig begrüßt und ihnen einen ruhigen Tisch in der Ecke am Fenster gegeben.

„Wenn es Butz ist“, ihre Gedanken überschlagen sich, „es tut mir leid, wir hätten es niemals so machen dürfen, es muss alles anders sein, Frederik, ich weiß, ich ... ich rede mit ihm, noch heute, es wird nicht einfach, aber ... er wird es verstehen, er muss es verstehen!“

Frederiks Gesicht liegt im Halbschatten, sie kann es kaum sehen, aber sie wird das Gefühl nicht los, dass es vollkommen versteinert ist.

„Ich verstehe nicht, Frederik“, verwirrt greift Claire nach seiner Hand, „ich verstehe nicht, wieso wir uns nicht mehr sehen können, wenn du sagst, dass du mich liebst.“ Ich habe mich auch in dich verliebt, Frederik, es ist ... warum kann es nicht ganz einfach sein? „Wir dürfen das nicht fortwerfen ...“

„Ja ... Nein.“

Claire fasst sich nervös an die Stirn. Mit jeder Faser spürt sie, dass sie jetzt nicht locker lassen darf, dass sie es sich niemals verzeihen würde, wenn sie jetzt nicht versucht, ihn zu halten.

„Sprich mit mir, Frederik.“ Sie sieht ihn an, will entkleidet mit ihm auf dem Bett liegen, ihn liebkoseln, dass er nicht länger nach Worten suchen muss. Seine Gedanken verjagen mit dem Impuls, den sie seinem Körper entlocken würde - seinem Körper, der sie doch schon viel besser kennt als er, auf den sie sich verlassen kann, der von keinem Zweifel, keinem Schwanken zerrissen wird, sondern nach ihr verlangt. Das weiß sie - denn auch sie verlangt nach ihm.

„Ich ... in der Boxhalle, in der Umkleidekabine ...“

„Ja?“ Claire stockt. Was?

„ ... als ich dich vom Boden hoch gehoben habe ...“

„Ja?“

„Sie haben mir gesagt, dass ich es tun soll, Claire.“

„Sie haben mir gesagt, dass ich es tun soll, Claire.‘ Sie versteht nicht. ,Sie haben mir gesagt‘?

„Wer sie?“

Er winkt ab.

Sie haben ihm gesagt, dass er es tun soll. Claire hört, wie sie sich den Satz wiederholt, aber sie begreift nicht seinen Sinn.

„Mein Trainer, Claire, und ein Mann, den ich noch nie zuvor gesehen hatte.“

„Was haben sie gesagt?“

„Dass ich es tun soll.“

„Was tun soll?“

„Dich kennen lernen.“

Claire schüttelt den Kopf.

„Sie wussten, dass du wegen der Fotos kommen würdest, duhattest bei der Presseagentur ja angefragt. Sie haben mir gesagt, dass ich einen Kontakt zu dir aufbauen soll, dass mir das helfen würde bei meinen nächsten Kämpfen.“

Claire versteht noch immer nicht.

„Ich bin schwach gewesen, Claire, ich dachte, ich schaffe es vielleicht niemals, wenn sie mir nicht helfen. Das Boxen ist nicht immer einfach, du musst nicht nur gut sein, du musst auch die richtigen Kämpfe bekommen. Du brauchst Freunde, Claire - und sie sagten, sie wollten meine Freunde sein. Sie haben mir ein Foto von dir gezeigt - und ich dachte: Klar, zu der bin ich nett.“

Es war nicht SIE gewesen, was ihm den Kopf verdreht hat.

„Als du mit mir in der Umkleidekabine allein warst, nach dem Sieg, es war einfach ein Rausch, ich hab mich dem hingegeben.“

Ihr Bauch ist Eis.

„Ich habe nicht nachgedacht. Aber als ich dich in der Wohnung aufgesucht habe, in der Speisekammer - plötzlich war alles anders, Claire, plötzlich warst du nicht mehr nur das hübsche Mädchen, zu dem ich nett sein sollte. Plötzlich ... es war, als würde ich plötzlich klar sehen. Ich habe mich da in dich verliebt, Claire. Plötzlich war alles falsch. Ich hatte dich angelogen, ich war in der Wohnung eines anderen Mannes - ich hatte mich ...“ Seine Stimme verlor sich.

,Aber jetzt', schießt es ihr durch den Kopf, ,ist es noch immer nur vorgetäuscht?' Sie sieht sein Gesicht durch das Halbdunkel schimmern.

„ ... ich habe mich dafür hergegeben - ich hätte das niemals tun dürfen.“

Sie beugt sich nach vorn, streicht sich ihr offenes Haar hinters Ohr. „Warum, Frederik?“ Ihre Stimme ist fest. „Warum wollten sie, dass du das tust?“

„Ich weiß es nicht.“

Ist er noch immer nicht ehrlich zu ihr?

„Warum Frederik, was denkst du?“

Er schweigt, die leise an den anderen Tischen geführten Gespräche dringen zu ihnen herüber.

„Ich glaube, es geht um den Mann, mit dem du zusammenlebst.“

„Um Konstantin.“

„Er arbeitet doch bei der Polizei, oder?“

Die beiden Morde. Die beiden toten Frauen.

„Ich glaube, sie wollen an ihn herankommen.“

BERLIN GOTHIC 2

Dritter Teil

1

Rückblende: Vor zwölf Jahren

„Das habe ich noch nie getan - und ich habe es auch jetzt nicht gemacht.“

Julia sah ihren Mann als schwarzen Schattenriss vor dem erleuchteten Wohnzimmerfenster stehen. Auf seiner hageren Wange, dem kurzen, gescheitelten Haar schwamm ein Abglanz des Lichtes.

Er hatte Max also nicht geschlagen.

„Er hat einfach so geschrrien.“ Bentheim machte einen Schritt auf sie zu. „Wahrscheinlich hatte er plötzlich Angst, dass ich ihm etwas tun könnte.“

Julias Blick wanderte an Bentheim vorbei in den nächtlichen Garten. Sie hatte sich auf einen der Korbstühle gesetzt, die auf der kleinen Natursteinterrasse draußen vor dem Wohnzimmer standen. Ihre Beine zitterten und sie fühlte sich, als ob ihr ganzer Körper taub wäre.

„Julia, ich ... kann ich kurz mit dir reden?“ Bentheim stand an ihrem Tisch und schaute auf sie herunter.

„Was für eine Frau‘, hallte es in ihrem Kopf.

„Falls du dir Sorgen machst, wegen dem, was Max gesagt hat ... Julia?“

Sie blickte zu ihm auf.

„Es gibt nichts, worüber du dir Sorgen machen musst.“

„Was für eine Frau, Xaver?“

„Sie arbeitet für Felix.“

„Was hat sie bei dir zu suchen gehabt?“

Xaver stützte die Fingerspitzen der rechten Hand auf die Glasplatte des Tisches. „Es geht um das, was ich für Felix mache.“

„Was hat sie bei dir im Gartenhaus zu schaffen gehabt, Xaver?“

„Das kann ich nicht sagen.“

Es war, als ob ihr ein langes, dünnes und unendlich scharfes Messer quer durch die Eingeweide schneiden würde.

„Warum nicht?“

„Es ist noch zu früh, Julia, es ist nicht so einfach ...“

„Was ist nicht so einfach? Dass Felix dich mit Frauen versorgt? Dass du sie hier bei uns auf dem Grundstück meiner Eltern triffst?“ Julia zwang sich dazu, jedes Flimmern der Stimme zu unterdrücken, merkte aber selbst, wie flach, dünn und kurzatmig sie klang.

Xaver zog sich einen Stuhl heran, setzte sich neben sie und legte seine Hand - die ihr für einen Moment wie der Körper einer großen Spinne mit fünf nackten Beinen vorkam - auf ihren Arm.

„Ich habe mit dieser Frau nichts. Du musst mir glauben. Sie hat etwas geholt. Ein Manuskript. Es ist vielleicht übertrieben, aber ich mag die Texte nicht der Post anvertrauen. Sie hat es zu Felix gebracht. Okay?“

„Warum fragt er, ob es okay ist?“ Es klang in Julias Ohren, als wollte er hören, ob sie mit dieser Version einverstanden wäre.

„Ein Bote?“ Sie zog ihren Arm weg. Am liebsten hätte sie ihm ins Gesicht

geschlagen. „Lüg mich nicht an.“

Es war, als krabbelte die Spinne auf sie zurück, als seine Hand sich erneut auf sie legte. „Julia, du musst mir vertrauen. Ich kann dir noch nicht alles sagen, es ist noch zu früh. Es hat mit unserer Familie nichts zu tun.“

Und wenn es stimmt?

„Es ist die Arbeit bei Felix“, fuhr Xaver fort. „Was er vorhat ist Irrsinn, es ist aberwitzig - aber es ist auch ungeheuer faszinierend. An einem solchen Projekt habe ich noch nie teilgenommen. Es ist ...“ - sie sah, wie Xavers Blick abschweifte - „... eine einmalige Chance. Ich kann daran nicht vorbeigehen.“

Sein Blick heftete sich wieder auf ihr Gesicht. „Es macht mir Angst, Julia. Felix fordert alles von mir. Jede Idee, die ich jemals hatte, jeden Trick, den ich jemals beherrscht habe, jeden Augenblick meiner Zeit, jeden möglichen Gedanken, er saugt es auf. Er ist wie ein Schwamm, er will alles haben, er hat für alles einen Platz in seinem System. Und er braucht es - das ist nicht bloß aufgesetzt - er braucht es wirklich. Weil das, was er vorhat, so über groß ist, so gewaltig, so verstörend.“

Xaver holte Luft. So hatte sie ihn noch nie sprechen hören. Sie spürte, wie sich der Druck seiner Hand verstärkte.

„Er nimmt meine Sachen und operiert sie um, Julia.“ Xavers Stimme klang plötzlich rau und belegt. „Meine Texte sind wie Lebewesen, aber das ist ihm egal. Er amputiert hier ein Bein, dort ein Ohr, er setzt das Bein übers Auge, näht das Ohr an

die Fußsohle. Wenn ich die Sachen zurückbekomme, ist aus meinem Geschöpf ein Monster geworden. Aber weißt du, was das Schrecklichste ist? Dass ich erkennen kann, was er damit vorhat! Es ist eine andere Vorstellung von Schönheit, die ihn leitet, verstehst du? Wenn ich mit seinem Blick schaue, dann erkenne auch ich die Schönheit in den Kreaturen, die er aus meinen Geschöpfen macht. Und das ist es, was er erreichen will. Er zwingt mich, mit seinen Augen meine eigenen Sachen zu sehen. Er lässt mich die Texte umschreiben. Einmal, zweimal, zehnmal, dreitausendmal. Bis die Worte all ihren Sinn verlieren. Bis aus den Figuren, die ich mir ausgedacht habe, seelenlose Höllengestalten geworden sind, die einem Angst einjagen. Nein, sie lassen einen nicht kalt. Felix ist geschickt. Er tötet sie nicht etwa und lässt sie dann als Leichen am Wegesrand liegen! Er nimmt sie und baut sie um. Er verschiebt die Beziehungen zwischen ihnen, macht aus einer ausgewogenen Gruppe, der zuzusehen mein Herz erfreut hat, einen Clan, der mich zu tiefst erschreckt. Weil ich in den Figuren noch immer die Züge erkenne, die ich ihnen gegeben habe. Er nimmt die Lebendigkeit, die ich ihnen eingeimpft habe, und wandelt sie um in entsetzliche Grimassen. Und dann zwingt er mich, darauf zu schauen und zu erkennen, dass sie erst jetzt wirklich schön sind. Von einer grausigen Schönheit, die nichts mehr mit der Lieblichkeit zu tun hat, die mich ursprünglich bezaubert hat. Und schließlich will er von mir wissen, ob ich nicht auch sehen würde, wieviel

großartiger die grausige Schönheit ist, wie viel erhabener, wieviel stolzer, als das Hübsche, Verkitschte, das ich zuerst hineingelegt hatte.“

Julia fühlte, wie Xavers Hand kalt geworden war, als würde bei dem Gedanken an Felix das Blut daraus zurückfließen.

„Er hat etwas vor mit meinen Texten, mit dem, was er daraus gemacht hat, Julia. Auch wenn ich es zuerst niemals für möglich gehalten hätte, dass ich so denken könnte wie er - inzwischen versteh ich, was er meint, sehe ich, was er sieht ...“, er beugte sich vor sie, so dass sein Atem ihr ins Gesicht wehte, „ ... will ich, was er will.“

Till hatte das Gefühl, gerade eingeschlafen zu sein, als er spürte, wie jemand seine Decke berührte. Er öffnete die Augen. Neben seinem Bett stand Max. Er trug seinen hellblauen Schlafanzug, hatte sich zu Till heruntergebeugt, die Hand auf ihn gelegt. „Schläfst du?“, wisperte er.

Till schüttelte den Kopf. Er war zu verunsichert, als dass er es gewagt hätte, etwas zu sagen.

„Kann ich mich kurz hinsetzen?“

„Klar.“ Till rückte mit der Decke ein wenig von der Bettkante ab zur Wand. Als Max sich auf die Matratze setzte, gab sie fast nicht nach. Er ist leicht, er muss aufpassen, dass er nicht plötzlich wegfliegt, musste Till denken. Er schüttelte sich. Wie spät war es denn?

Max stellte die Beine ebenfalls auf die Matratze und schlang die Arme um die Knie.

„Willst du nicht lieber in dein Zimmer gehen? Wenn er dich hier sieht, gibt's doch nochmal Ärger.“

Max legte das Kinn auf die beiden Kniescheiben.

„Was hat er denn noch gesagt?“

Aber Max schüttelte nur den Kopf.

Nachdem Till in sein Zimmer gerannt und Max schreien gehört hatte, hatte er fieberhaft überlegt, was er tun sollte. Zurück zu Max, sich auf den Vater stürzen? Es war nicht in Frage gekommen. Das ging ihn doch nichts an, hatte Till versucht, sich zu sagen. Ärger zwischen Vätern und

Söhnen, das hatte es doch schon immer gegeben - er kannte das nur nicht. Der Gedanke, dass er sich womöglich nur *deshalb* nicht eingemischt hatte, weil er fürchtete, das Haus dann verlassen zu müssen, war Till jedoch nicht aus dem Kopf gegangen.

„Was war denn noch?“, versuchte er es noch einmal. „Hat er noch etwas gesagt?“

Max zog das Kinn auf die Brust und legte die Stirn auf die Knie. Till hörte, wie er die Nase hochzog.

„Hast du ihm gesagt, dass wir zusammen im Gartenhaus waren?“

Er spürte es mehr, als dass er es sah, wie Max den Kopf schüttelte.

„Hast du gesagt, du warst allein?“

Ruckartig wandte sich Max ihm zu. „Mein Vater hat keine Frau dort. Es ist was anderes.“ Er schluckte und hauchte die letzten Worte nur. „Viel schlimmer.“

„Viel schlimmer.“ Was könnte schlimmer sein, dachte Till - und spürte zugleich doch im Bauch, dass es stimmte. Es war schlimmer. Viel schlimmer.

„Ich weiß nicht genau, was es ist, Till, aber als du vorhin aus meinem Zimmer raus bist, als ich mit ihm allein war - da habe ich es gespürt.“

Till sah Max an. Er wirkte noch ein wenig dünner als sonst, die kurzgeschnittenen Haare standen von seinem Kopf ab, die Handgelenke, die aus dem Pyjamaärmel hervorschauten, kamen Till vor wie aus Strohhalmen gemacht. Als könnte er sie mit einem festen Druck glatt durchbrechen.

„Er hat mich nicht angefasst, aber er war wütend. Das konnte ich förmlich riechen. So

wütend hab ich ihn noch nie erlebt. Er hat nicht gewollt, dass wir sie sehen, die Frau dort unten. Er hat nicht damit gerechnet, dass ich eindringe in sein Gebiet. Er hatte sich sicher gefühlt, allmächtig, und plötzlich ist ihm klar geworden, dass ich mich darüber hinweggesetzt habe. Aber er ist nicht erschrocken. Er ist wütend geworden. So wütend, dass er mich am liebsten ... "

Max brach ab, den Blick starr auf Till gerichtet.

Der muckte sich nicht. Es war, als würde er körperlich den Sturm spüren, der in Max tobte. Als würde die Aufregung, die Kränkung, die Verwirrung von Max auf ihn überspringen.

" ... dass er mich am liebsten gepackt und gegen die Mauer geschleudert hätte."

Till merkte, wie er schneller atmete.

Max' Stimme war leise jetzt, fast flüsterte er, den Kopf zu Till gedreht, die Arme noch immer um die hochgezogenen Beine geschlungen. „Er ist ein Killer, Till - das ist es. Mein Vater bringt Frauen um. Deshalb war sie dort unten. Er vergräbt sie unter dem Haus. Er tötet sie. Er dreht ihnen den Hals um, er reißt ihnen den Kopf ab. Er schreckt vor nichts zurück. Er kennt keine Grenze, kein Erbarmen, kein Stoppschild. Er kennt nur eins: Seinen Willen. Vielleicht ist er ihm selbst unterworfen. Er kann nicht aufhören - wenn es ihn einmal gepackt hat, schleift es ihn hinter sich her. Er ermordet die Frauen und dann begräbt er sie im Keller unter dem Keller.“

Die wispernde Stimme verflog in der Dunkelheit. „Vielleicht hat er dich deshalb zu uns eingeladen, Till. Weil er dich umbringen will. Weiß jemand, dass du hier bist? Bist du schon angemeldet? Er glaubt, dass du ihm gehörst, dass er mit dir machen kann, was er will.“

NEIN, dachte Till. NEIN, das stimmt nicht.

„Wir müssen aufpassen, bevor es zu spät ist“, flüsterte Max. „Verstehst du? Wir dürfen nicht einfach nur abwarten, bis er fertig ist mit dem, was er vorhat. Wir müssen uns in Acht nehmen.“

„Ich ... meinst du wirklich - Max, ich glaube das nicht, mit den Frauen ... das ... das ist doch Wahnsinn, das stimmt nicht ... ich ... kann mir das nicht vorstellen.“ Till hatte sich auf den Rücken gelegt und starrte an die Decke.

Max schien sich das, was er gesagt hatte, noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen.

„Die Papageien? Die Frau im Keller? Ich sage dir, er hat sich verändert“, sagte er schließlich. „Vielleicht ist es wegen dem Buch, das er schreibt. Ich weiß nicht, weshalb es so ist, wie es ist, aber es geht mit ihm etwas vor. Du hättest ihn sehen sollen, sein Gesicht, es kam mir fast so vor, als hätte es unter seiner Haut geblubbert, als er mich angestarrt hat. Es geht mit ihm etwas vor, Till. Und wenn ich meine Mutter anschau, dann weiß ich, dass sie das auch denkt.“

3

Drei Tage später fragte sich Till zum ersten Mal, ob Max vielleicht Recht haben könnte. Er presste sich in die Ecke eines grün gekachelten Tunnels, die Kapuze seiner neuen Fleece-Jacke hochgeschlagen, die Hände in den Taschen vor dem Bauch vergraben, das Herz ein Presslufthammer, der sich durch seinen Brustkasten fressen zu wollen schien. Die Augen hatte er starr geradeaus gerichtet, er wagte es nicht, sich zu rühren. Es war still in dem Tunnel, nur ganz entfernt waren noch vereinzelte Stimmen zu hören, eine Durchsage, Schritte, die rannten. Um Till herum war niemand mehr, es war kühl geworden in dem Gang, aber er war nicht allein. Ein leises Brummen war zu hören, Stille, dann wieder Röcheln, Knurren, Schmatzen.

Zwei Meter vor Till stand ein Hund, er war ein bisschen größer als der Junge, er war mager, die Sehnen standen unter seinem Fell hervor. Seine Augen wirkten wie Nagelspitzen, metallisch, tot und funkeld zugleich. Er hatte Till mit seinem Blick fixiert, reagierte auf jede Bewegung des Jungen, indem er sein raues Knurren anschwellen ließ. Der bittere, faulige Atem, der dabei aus seinem Maul strömte, legte sich auf Tills Gesicht und verklebte ihm Nase, Rachen und Augen. Das Furchtbarste an dem Vieh aber waren seine Zähne, sie schienen mit einer Stahlschleife in Form gebracht worden zu sein, drei Zentimeter hoch ragten sie vom Unterkiefer

auf, spitz wie Nadeln am äußersten Ende, von einem schmutzigen Weiß, versenkt in das grau-rosa Zahnfleisch, von dem der Hund wieder und wieder die Lefzen zurückzog.

Drei Tage lang hatten Till und Max auf eine Gelegenheit gewartet, mehr über Bentheim zu erfahren, dann war ihre Geduld endlich belohnt worden. Sie hatten beim Frühstück mitbekommen, wie Max' Vater mit seiner Frau besprochen hatte, dass er am Nachmittag in die Stadt fahren würde, und - da sie wussten, dass er meistens die S-Bahn nahm, wenn er allein in die Stadt fuhr - beschlossen, dass Till ihm unauffällig folgen sollte.

Nach dem Mittagessen hatte Till Julia - sie hatten sich darauf geeinigt, dass er sie 'Julia' nennen sollte - erklärt, dass er das schöne Wetter ausnutzen wollte, um an einen See zu fahren. Lisa war an dem Tag sowieso zu einem Geburtstag eingeladen gewesen, so dass sich gar nicht erst die Frage stellte, ob er sie nicht mitnehmen wollte. Und Max hatte verkündet, dass er den ganzen Tag über nur lesen wollte, endlich einfach mal einen Tag lang nur lesen, was gäbe es Schöneres.

Also war Till allein losgeradelt, wie er es beabsichtigt hatte. Aber nicht zum See, sondern zum S-Bahnhof.

Auf der Plattform suchte er sich eine Stelle, von der aus er einen Überblick über den Parkplatz vor dem Bahnhof hatte. Nach einer guten Stunde begann ihn die Zuversicht zu verlassen. Ob Bentheim auch

diesen und nicht einen anderen S-Bahnhof mit dem Auto ansteuern würde, war gar nicht zur Sprache gekommen. Vielleicht hatte er es sich anders überlegt, und war doch mit dem Wagen direkt in die Stadt gefahren?

Geistesgegenwärtig zog Till den Kopf hinter die Informationswand zurück, hinter der er Stellung bezogen hatte. Unten war der Jaguar vorgefahren. Mit angehaltenem Atem wartete Till ab. Wenn er Pech hatte, ging Bentheim den Bahnsteig einfach hinunter. Dann hatte er ihn plötzlich direkt vor der Nase! Aber es war zu riskant, jetzt den Kopf nach vorn zu schieben. Er musste abwarten. Von seiner Position aus konnte er die Anzeigetafel sehen. Der nächste Zug fuhr bis Ahrensfelde. Wenn Bentheim in die Stadt wollte, musste er den nehmen. Till war klar, dass er Glück haben musste. Er konnte nicht warten, ob Bentheim wirklich in den Zug stieg. Er musste gleichzeitig mit ihm hinein und zwar möglichst in einen Nachbarwagen. War Bentheim zu weit weg, konnte er ihn leicht aus den Augen verlieren. Stiegen sie aber in den gleichen Wagen ein, war es fast ausgeschlossen, dass Bentheim ihn nicht sah.

Die Minuten schleppten sich wie Fußkranke dahin. Als der Zug endlich einfuhr, waren Tills Hände schweißnass. Er wartete, bis der Zug zum Stehen gekommen war, sich die Türen geöffnet hatten. Dann schoss er los. Nicht zu schnell - aber hurtig. Das musste der Moment sein, an dem Bentheim selbst damit beschäftigt war, über den Spalt zwischen Zug und Bahnsteig zu steigen, der

Moment, an dem er sich nicht groß umsehen würde. Kurz bevor er in den Zug sprang, warf Till einen Blick zur Seite. Der Bahnsteig war leer. Hatte er ihn verloren?

Der Pfeifton, die Türen ratterten zusammen. Ein Ruck. Dann fuhren sie. Till versteckte sich hinter einer Gruppe von Touristen. Nach ein paar Sekunden Fahrtzeit schob er sich nach vorn und blickte an ihnen vorbei durch das Fenster in den Wagon, der vor ihnen fuhr. Er war nur halb voll. Die Sitze waren weitgehend besetzt, ein paar Leute standen. Bentheim? Fehlanzeige. Till näherte sich dem Fenster, um besser hindurchsehen zu können, tastete mit dem Blick Sitz für Sitz ab. Der Mann war nicht in dem Wagen.

Sie fuhren in die nächste Station ein. Westkreuz. Kaum hatte der Zug gehalten, sprang Till aus dem Wagon, huschte über den Bahnsteig und stieg in den Nachbarwagon ein, den er eben überprüft hatte. Pfeifton, Ruck, Anfahrt. Mit federnden Schritten eilte Till durch den Wagen nach vorn. Und sprang auf halben Weg hinter die Seitenwand der längs aufgestellten Sitze. Bentheim war im nächsten Wagon, wenige Meter hinter dem Fenster!

Till ließ sich auf den Boden gleiten und drückte den Rücken gegen die Trennwand, hinter der er Schutz gesucht hatte. Als er zur Seite blickte, bemerkte er, dass ihn eine Frau, die ihm in den Sitzen schräg gegenüber saß, verwundert ansah. Er lächelte. War nicht schön auf dem Boden zu sitzen, schon klar. Aber so schlimm nun auch wieder nicht. Sie sollte sich mal

lieber um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Charlottenburg. Savignyplatz. Zoo. Tiergarten. Bellevue. Hauptbahnhof. Friedrichstraße. Vor jeder Station schob sich Till ein wenig nach vorn, um zu sehen, ob Bentheim Anstalten mache, auszusteigen. Aber er blieb ruhig stehen, hatte eine Zeitung vor der Nase, lehnte gegen die Haltestange. Und fuhr. Bis Alexanderplatz. Als sich die Bahn über den weiten Bogen dem Fernsehturm näherte, sah Till, dass Bentheim die Zeitung in die Tasche seines Regenmantels gesteckt hatte und zur Tür getreten war. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein und Till hastete los. Er konnte keinesfalls aus der Tür herauskommen, die genau neben der Tür Bentheims lag, dann würde er ja fast mit ihm zusammenstoßen! Till eilte bis ans Ende des Wagons und kam gerade noch rechtzeitig, um den grün leuchtenden Türknopf zu betätigen. Die beiden Flügel zischten auf. Er trat hinaus.

Auf dem Bahnsteig herrschte reges Treiben. Die Leute standen dicht an dicht. Till glitt zwischen ihnen hindurch. Er war kleiner als die meisten, würde also von weitem nicht ohne weiteres gesehen werden können. Aber er wusste auch nicht, welche Treppe Bentheim benutzen würde. Da sah er ihn. Max' Vater hatte die Rolltreppe genommen, die genau vor der Tür lag, aus der er aus dem Zug gestiegen war. Eine Traube von Menschen hatte sich vor der Rolltreppe gebildet. Till drängte sich zwischen die Fahrgäste, schob sich zum

Aufgang. Die Rolltreppe ließ er rechts liegen, hastete zur Steintreppe, die zwischen der aufwärts- und der abwärtsführende Rolltreppe angelegt war. Auch dort drängten sich Fahrgäste aneinander vorbei. Wenn er sich jedoch klein machte, konnte er unauffällig zwischen ihnen hindurchschlüpfen.

Als Till unten angekommen war, hatte er für einen Augenblick die Orientierung verloren. In alle möglichen Richtungen gingen Gänge ab. Ein Gewirr von Treppen, Ebenen, Korridoren, Rondells, Übergängen, Hallen. An dem Bahnhof schienen sich mindestens achtzig verschiedene S-, U-, Tram- und Fern-Bahnlinien miteinander zu verknoten. Es wirkte, als würde die Halle, in die Till über die Treppe gelangt war, geradewegs im Zentrum dieses Knotens angelegt worden sein, als hätten die Planer Wert darauf gelegt, von hier aus zu jeder der zig Plattformen einen direkten Zugang zu schaffen, egal wie verwinkelt, schräg oder umständlich der Weg auch verlaufen musste. Ein vieldimensionales Labyrinth, das x Ebenen miteinander verband und in dem Fließbänder, Fahrstühle, Rolltreppen und Durchgänge einander durchkreuzten. Ein Puzzle, in dem man nicht nur Richtungen, sondern auch Geschwindigkeiten wählen konnte, ein Knoten, dessen Komplexität in krassem Widerspruch stand zu der erschreckenden Leere des Platzes darüber, ein Gewirr von Möglichkeiten, das aus einer anderen Zeit stammte, als auch die Oberfläche der Alexanderplatzes noch ein schlagendes Herz aus Straßenzügen, Häusern,

Winkeln und Gassen gewesen war - und nicht eine Wüste, dominiert von einem aberwitzigen Turm. Oben war der Platz jetzt eine unbebaute Fläche, in die eine ganze Stadt hineinzupassen schien, eine Leere, die der Krieg gerissen hatte und die nie wieder zugebaut worden war - hier unten aber hasteten die Menschen noch immer wie in einem Ameisenhaufen durch Gänge und Hallen, die aus der Zeit von vor dem Krieg stammten.

Till wirbelte um seine Achse. In den verschiedenen Armen des Ungeheuers, in dem er sich befand, hallten die Schritte und das Gemurmel der Menschen wider, das Knirschen der Züge und das Rattern der Treppen vermischten sich zu einem flirrenden Surren.

Da sah er ihn wieder. Bentheim. Am Eingang zu einem Tunnel, der aus der Halle herausführte.

Till rannte. Er stieß mit einer Frau zusammen, die er um ein Haar von ihren Stöckelabsätzen gerissen hätte - und hetzte weiter. In den Tunnel hinein, in dem Bentheim verschwunden war. Nach wenigen Metern öffnete sich der Tunnel in eine zweite Halle, die zwar nicht ganz so zentral lag wie die erste, dafür aber erfüllt war von dem ranzigen Gestank zahlloser Imbissbuden, die hier ihren Platz gefunden hatten und ihren Dampf, ihren Wrasen und ihr Fett direkt in die Luft zu leiten schienen. Bentheim schritt bereits eine weitere Treppe hinab, in einen Gang, der sich noch einmal tiefer hinein in den Berliner Untergrund bohrte.

Till hinterher. Als er den Gang erreichte, sah er, dass Bentheim gut dreißig Meter weiter um eine Ecke bog. Till sprintete los. Erreichte die Ecke - und blieb mitten im Lauf stehen, als hätte man das Fließband, über das er hinweggerast war, mit einem Mal zum Stoppen gebracht.

Der Gang, der vor ihm lag, war leer.

Till konnte die nächsten hundert Meter, die sich der grün gekachelte Gang weit erstreckte, problemlos überblicken. Der Fußgänger-Tunnel verließ erst ein wenig nach unten, stieg an seinem anderen Ende aber wieder etwas an, so dass Till von den Leuten, die auf der anderen Seite gerade hineinbogen, zwar nur die Füße und die Beine bis zu den Knien sehen konnte. Als er sich jedoch auf den Boden legte, sah er sie ganz - und Bentheim war nicht darunter.

Till stand wieder auf und rannte den Gang hinunter, an einem China-Imbiss vorbei, der wirkte, als sei er vor den anderen Buden der Halle bis hierher geflüchtet, um die nächste Ecke herum, hinter der sich der Gang gabelte. Kurz entschlossen sprintete Till in die linke Abzweigung hinein, die nur wenige Meter weiter jedoch auf einem Bahnsteig mündete, auf dem Bentheim nicht zu sehen war. Zurück zu der Gabelung, in die andere Abzweigung hinein. Sie endete an einer Treppe, die nach oben führte, sodass Till in einiger Entfernung am Ende der Treppe das Tageslicht sehen konnte. Das machte keinen Sinn. Wenn Bentheim nach draußen gewollt hätte, wäre er nicht erst durch dieses Labyrinth geirrt. Dennoch raste Till die Treppe hoch. Oben fegte ein kühler Wind über den Platz. Wie ein Mast ragte der Turm bis in die Wolken. Von Bentheim jedoch nichts zu sehen. Also kletterte Till die Treppe wieder herunter und beeilte sich, dass er zurück in den

Gang kam, in dem er ihn verloren hatte.

Der Mann konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben! Langsam schritt Till den grün gekachelten Tunnel entlang, hinter dessen Ecke er Bentheim zuletzt gesehen hatte. Fast einhundert Meter. Vier oder fünf Meter breit. An den Wänden klebten auf beiden Seiten in regelmäßigen Abständen Plakate. Till suchte die Wände ab. Konnte es sein, dass es eine Tür gab, die ihm entgangen war? Aber warum sollte Bentheim hier unten hinter einer Tür verschwinden?

Nach zehn Minuten stand er wieder dort, wo er zuerst in den Tunnel eingebogen war. Keine Tür. Kein Abzweig. Keine Klappe im Boden. Eine Luke, eine Leiter, die herabfuhr, Bentheim, der hinaufstieg? Lächerlich. Trotzdem hatte Till die Decke abgesucht. Sie war gleichmäßig verputzt. Weiß. Schmutzig. Und ohne Luke. Hatte er sich doch einfach abhängen lassen? Auch wenn Till das nicht mit absoluter Sicherheit ausschließen konnte, hielt er es für unwahrscheinlich. Nein, es gab nur eine Möglichkeit. Eine Möglichkeit, die ihm von Anfang an durch den Kopf gespukt war, seitdem er den Gang betreten hatte.

Unauffällig schlenderte er an dem China-Imbiss vorbei. Die Bude war direkt an die Wand gesetzt, vielleicht sechs Meter breit, keine zwei Meter tief. Ihre rechte Außenwand war massiv, links befand sich eine Tür, durch die man hineinkam. Die Vorderfront war in voller Breite verglast. Dahinter konnte Till den China-Mann sehen, der am Herd stand und mit einigen großen,

gusseisernen Töpfen hantierte. Woks? Till war sich nicht sicher. Wer auch immer das Angebot wahrnehmen wollte, konnte im Stehen an einem Brett essen, das unterhalb der Glasscheibe angebracht war. Zur Zeit stand dort nur ein Kunde, über eine Schale gebeugt, in sich hineinschlüpfend.

Till warf einen Blick auf den Teller des Kunden. Dunkelbraune Brocken ertranken in einer orange glänzenden Sauce. Das Brett, auf das der Gast seine Schale gestellt hatte, war verklebt und dreckig. Hinter dem Herd, an dem der Koch in seinen Woks rührte, breitete sich eine bräunliche Schicht vertrockneter, fettiger Spitzer aus - bis zu einer Tür, die in die Rückwand der Bude eingelassen war.

Till war sich sofort sicher: Es musste die Tür sein, hinter der Max' Vater verschwunden war. Aber was sollte er tun? Sich ein Süppchen bestellen und fragen, ob er auch mal da rein durfte?

Die nächsten zwei Stunden verbrachte er damit, in der Nähe der Bude herumzulungern. Nachdem der Kunde gegangen war, bezog er Stellung hinter der Seitenwand, wo der Koch ihn nicht sehen konnte, Till aber die Tür, die aus der Bude herausführte, im Auge hatte. Nicht zu nah dran, um Gäste, die bei dem Imbiss etwas essen wollten, nicht zu stören, aber auch nicht zu weit weg, um nicht mitten im Gang herumzuhängen und umso mehr Aufsehen zu erregen.

Die Zeit schien nicht vergehen zu wollen. Was macht der Koch, wenn er mal aufs Klo muss, fragte sich Till. Wahrscheinlich führte die Tür in der Rückwand zu einer

Toilette und er hatte Bentheim vorhin eben doch einfach aus den Augen verloren ...

Längst war Till hungrig geworden. Sich bei dem Imbiss etwas zu bestellen, kam jedoch nicht in Frage. Der süßliche Geruch, der von der Bude ausging, war ihm inzwischen so sehr in die Nase gekrochen, dass er noch dafür bezahlt hätte, nichts von dem Zeug essen zu müssen, das der Chinese dort zusammenkochte.

Nach und nach wurde es in dem Gang ruhiger. Noch immer vibrierten die Wände in regemäßigen Abständen, wenn in einem der umliegenden Bahnsteige ein Zug einfuhr. Aber die Züge waren nicht mehr so voll besetzt. Es vergingen ganze Minuten, in denen niemand den Tunnel betrat. Dann wieder kamen vielleicht ein gutes Dutzend Leute aus einem frisch eingefahrenen Zug und liefen vorbei.

Schon begann Till sich zu fragen, ob es nicht höchste Zeit war, zurück nach Hause zu fahren - da legte sich plötzlich noch ein anderer Geruch über den des Imbisses. Till hob den Kopf, um zu der Bude zu sehen - und blickte genau in die toten Augen des Hundes.

Das Tier war zwar mager, aber mindestens so groß wie er. Und es roch nach faulem Fleisch aus dem Mund. Es kam Till so vor, als würden seine Nerven auf einer Drehspule gespannt. Er hatte Hunde noch nie besonders gemocht, dieser aber war regelrecht abstoßend. Als Till zusammengezuckt war, hatte er zu knurren begonnen, jetzt zog er die weiche Haut seiner Schnauze über die

Zähne zurück.

„Ich muss hier weg, aber wenn ich mich bewege, schnappt er zu. Er reißt mir den Arm auf. Vielleicht beißt er mir in den Bauch? Wenn ich renne, ist er mit zwei Sätzen an meinem Hals.“

Till lief der Schweiß den Rücken hinunter. „Hunde riechen, wenn du Angst hast. Das macht sie misstrauisch.“

Seiner Kehle entsprang ein Schrei. Er hatte es nicht zu verhindern vermocht. Till schrie einfach – und sah, wie sich die Sehnen des Kötters spannten, wie das Tier die Hinterpfoten in den Zementboden rammte, die Vorderpfoten nach vorn streckte, seinen mageren Körper, der jetzt ein einziger Muskel zu sein schien, nach vorne warf, direkt auf Till zu. Till riss den Arm hoch, unfähig zu laufen, unfähig zu denken, als würde er die schmutzigen, stinkenden Zähne der Bestie schon an seinem Hals spüren –

„Chow!“

Ein Jaulen, ein Aufprall, Fellbeine auf der Brust, eine Schnauze, die an seinem Arm vorbeiwischte, Speichelreste auf Tills Pullover schmierend. Eine Pfote, die sich in seinen Bauch drückte, dann wirbelte das Vieh herum, stieß sich von ihm ab, sprang zurück zu der Bude, deren Seitentür jetzt geöffnet war. Die Krallen klatschten auf dem Betonboden, das Tier wieherte fast wie ein Pferd und lief dem Chinesen entgegen, der – einen Rucksack auf dem Rücken, und freundlich Till zuwinkend – eben aus der Tür getreten war.

Till blieb auf dem Boden sitzen. Die Beine taub, das T-Shirt unter dem

Kapuzenshirt klatschnass, das Gesicht von der Panik eiskalt. Zurückwinken kam nicht in Frage. Seine Glieder gehorchten ihm nicht. Er konnte nicht einmal lächeln. Aber das schien den Chinesen nicht weiter zu stören. Er hatte offenbar überhaupt nicht bemerkt, dass sein Hund Till beinahe angefallen hätte, es kam ihm gar nicht in den Sinn, sich zu entschuldigen. Er warf nur die Seitentür seiner Bude zu, verschloss sie zweimal, sah kurz zu dem Hund, der Till vollkommen vergessen zu haben schien, und marschierte ohne weitere Verzögerung den Gang hinunter, in die Richtung, in der die Halle mit den anderen Buden lag.

Till ließ ein paar Minuten verstreichen. Die Geräusche waren jetzt zu einem entfernten Brausen zusammengeschmolzen. Das Brausen der Stadt.

Langsam erhob er sich, ging zu der Bude und linste durch das schmierige Glas. Drinnen war es dunkel. Schemenhaft konnte Till die Tür in der Rückwand erkennen. Sie war geschlossen. Vor den Spalt unter dem Glas, durch den der Koch den Tag über seine Speisen gereicht hatte, war ein Brett gelegt. Aber der Spalt wäre ohnehin zu schmal gewesen, um hindurch zu kriechen.

Till schielte zum Dach der Bude. Es war komplett durchgezogen und sah solide aus. Er schüttelte sich. So nahe dran war der Gestank noch schlimmer. Im gleichen Moment realisierte er, dass der süßliche Müllgeruch - jetzt, wo nicht mehr gekocht wurde - nicht direkt aus dem Imbiss kam, sondern aus einem Müllsack, der in einem

einfachen Gestell gleich daneben hing. Dorthinein hatten die paar Kunden, die etwas gegessen hatten, ja auch ihre Einwegschalen geworfen. Till trat an den Plastiksack heran, der nur durch einen lose aufsitzenden Deckel, einen Teil des Gestells, verschlossen wurde. Der Sack hing schlaff herunter, lediglich das untere Viertel war gefüllt.

Till kniff die Augen zusammen. Und plötzlich sah er es. Es war eine unendlich langsame, schleppende Bewegung - aber wenn er genau darauf achtete, war sie nicht zu übersehen. Die dünne, blaue Plastikfolie des Müllsacks wogte leicht hin und her. Beulte sich aus, fiel wieder ein, die schlaffen Falten verschoben sich, wanderten, dann wieder war ganz leise zu hören, wie der Inhalt des Sacks durch die Bewegung hin und her glitt. Ein schmatzendes Rascheln, unterbrochen hin und wieder von einem Knacken, wenn der Deckel aus Metall, der den Sack an dem Ring festhielt, durch die Bewegung verrutschte.

Till steckte der Köter noch in den Knochen. Die endlose Warterei. Der Gestank, der jetzt unerträglich zu werden schien. Aber es war seine einzige Chance. Wenn er es nicht über sich brachte, den Deckel zu heben, ging er von hier fort, ohne etwas erreicht zu haben.

Gewaltsam stieß er den Atem aus, den er in der Lunge hatte, spannte die Muskeln an Armen und Hals, trat auf den Eimer zu, holte tief Luft - und warf den Deckel zurück.

Warmer Dunst quoll ihm aus dem Plastik

entgegen - rasch versenkte Till Mund und Nase in seiner Armbeuge und spähte über den Rand in den Sack. Das schleimige Rutschen und Raspeln war jetzt deutlich zu hören - und nun auch zu erkennen, woher es rührte. Es waren Würmer, groß wie Finger. Sie glitten übereinander her, weiß, blind, sich an den Resten vollfressend, die in dem Sack lagen. Hunderte, Tausende vielleicht, wie trunken von dem Gestank, in dem sie sich labten.

Für einen Moment hatte Till das Gefühl, kopfüber in diese Brut hineinstürzen zu müssen, doch dann machte der Schwindel einem anderen Gefühl Platz. Dem brennenden Gefühl des Wiedererkennens. Denn zwischen den weißen Leibern der Würmer sah Till etwas Grünes, etwas Blaues, etwas Gelbes hindurchschimmern. Brillante Farben, wenn die Absonderungen der Würmer sie nicht bereits abgestumpft hätten, die Farben von Federn - die Farben von Flügeln - die Farben von zwei toten Papageien, die zwischen den Essensresten in dem Sack lagen.

Nachdem der Jaguar seines Vaters das Grundstück verlassen hatte, hatte sich Max nicht hingelegt, um ein Buch zu lesen, sondern war unauffällig zum Gartenhaus zurückgekehrt.

Es hatte ihm keine Ruhe gelassen. Sein Vater hatte ihm zwar eingeschärft, dass er dort nichts zu suchen habe. An den Schlüssel, der in der Besenkammer hing, hatte Bentheim jedoch nicht gedacht.

Minuten später stand Max erneut in dem Kellerraum, in dem sich die Tür in der Wandtafelung befand. Er zog die Tür mit dem Korkenzieher auf und wandte sich zu den Holzplanken, die ihm bereits aufgefallen waren, als er zusammen mit Till die Luke im Boden entdeckt hatte.

Er klopfte dagegen. Der dumpfe Widerhall des Hohlraums, der sich dahinter befinden musste. Seine Hände glitten über die achtlos über die Holzbretter geklebte Raufasertapete. Mit einer schnellen Bewegung ritzte er den Korkenzieher über das Papier. Die rohen Holzplanken kamen darunter zum Vorschein. Max kratzte die Tapete großflächig ab. Die Holzplanken waren nicht dicht aneinandergeschoben, sondern mit einem Abstand von fast einem Zentimeter nebeneinander genagelt. Er rüttelte daran. Sie ließen sich ein wenig biegen, aber nicht lösen. Er legte sich auf den Rücken und stemmte die Sohlen seiner Schuhe gegen die Planken. Es gelang ihm, sie ein wenig weiter zu biegen, aber der

Durchgang blieb versperrt. Er zog die Beine zurück und ließ seine Füße mit voller Wucht auf die Planken knallen. Es knackte. Er holte noch einmal aus, wie im Rausch jetzt, besessen von der Gier zu sehen, was sich in dem Raum dahinter befand.

WAMMS - knallten seine Sohlen gegen die Bretter. WAMMS WAMMS - dann brach die erste Planke durch. Max drehte sich um, kniete sich vor sie und riss daran. Ein stechender Schmerz explodierte in seinem Zeigefinger, eine heiße Welle schwuppte in seinen Arm und breitete sich in seinem Körper aus. Er zog die Hand zurück und besah sich den Finger. Für einen Moment hatte er geglaubt, etwas hätte ihn gebissen. Aber dann sah er, dass er sich nur einen Splitter eingerissen hatte. Vorsichtig zog er das feine Holzstückchen unter der Haut hervor. Es blutete. Er leckte das Blut ab, saugte an der Stelle. Aber er musste sich beeilen, es würde nicht mehr lange dauern und seine Mutter würde sich fragen, wo er steckte.

Max zog das T-Shirt, das er trug, über den Kopf und wickelte es um die noch immer blutende Hand. Dann riss er erneut an der angeknacksten Planke, jetzt, da die Hand geschützt war, mit doppelter Kraft. Es krachte. Die Planke brach heraus. Er nahm sie und schob sie quer zwischen zwei weitere Bretter. Drückte dagegen. Die Hebelwirkung war beträchtlich. Die nächste Planke brach unter dem Druck mitten durch. Er nahm den Hebel heraus und machte sich an die nächste Latte. Binnen weniger Minuten hatte er alle Planken durchbrochen. Er drehte sich wieder auf den Rücken und ließ

seine Füße wie einen Presslufthammer auf die zerborstenen Bretter prasseln. Es knackte und splitterte. Er riss sich an den Brettern die Waden auf, seine Strümpfe verhakten sich in den Splittern, sein nackter Rücken schrammte über den Betonboden. Es war ihm egal. Keuchend hielt er inne, richtete sich wieder auf und starnte in die Nische, die er freigelegt hatte.

Der Raum war größer, als Max erwartet hatte. Ein niedriger Schacht, bis an die Decke vollgestellt mit Kartons.

Im gleichen Augenblick, in dem er endlich einen Zugang gerissen hatte, durchzuckte Max ein Gedanke, den er bei aller Gier, den Hohlraum freizulegen, vollkommen ausgeblendet hatte: Er würde keine Möglichkeit haben, die zerborstenen Holzplanken wieder zu flicken! Die Spur seines Eindringens würde nicht zu tilgen sein. Was er angerichtet hatte, würde zwar hinter der Holztäfelung verborgen sein. Sollte sein Vater jedoch die versteckte Tür in der Holztäfelung aufstoßen, würde er sehen, dass jemand die Planken durchbrochen hatte!

Es war fast, als würde Max durch die Lücke, die er gerissen hatte, hindurchklettern, um diesen Gedanken nicht an sich heran zu lassen. Er würde es abstreiten. Die Frau war hier gewesen. Sie musste aus der Luke im Boden gekommen sein. Woher sollte sein Vater wissen, ob nicht jemand anders aus der Luke gekommen war und die Holzplanken eingerissen hatte?

In der feuchten Luft des niedrigen Schachtes fröstelnd sah Max sich um. Hinter einem der Kartons am Ende des Schachts drang ein fahler Lichtschein hervor. Er krabbelte zu dem Karton und stieß ihn zur Seite. Matt fiel Licht, das durch einen Stollen von oben kam, in den Raum.

Ungeduldig riss Max den Karton auf, den er von dem Lichtschacht weggerückt hatte. Kleine Blechbüchsen befanden sich darin und ein altmodisches Gerät, das ihn an einen Apparat erinnerte, den ihm seine Mutter einmal gezeigt hatte. Ein handbetriebener Filmprojektor, auf dem sie ihm verwackelte Bilder von vor hundert Jahren vorgeführt hatte, die ihr Großvater von seiner Familie gemacht hatte. Genau hier, auf diesem Grundstück, das er zu Beginn des letzten Jahrhunderts erworben hatte.

Minuten später durchschnitt ein Lichtkegel den Kellerraum. Mit dem Fuß stieß Max den leeren Karton zurück vor den Lichtschacht, um das Bild, das der Projektor auf die andere Seite des Raums warf, besser erkennen zu können. Es sah aus wie eine uralte Fotografie. Max konnte einen gar nicht so alten Mann mit Spitzbart und einem altmodisch geschnittenen Anzug erkennen. Je nachdem wie schnell er an der Kurbel des Projektors drehte, bewegte sich der Mann wie ein überdrehter Roboter oder wie eine schlaftrunkene Puppe. Nach einer Weile hatte Max zwar den richtigen Rhythmus gefunden, aber die Bewegungen des Mannes blieben etwas ruckartig und merkwürdig gespreizt. Dennoch war es eindeutig zu erkennen: Es war der gleiche Mann, der auch

auf den Tierfotos zu sehen gewesen war, die Max und Till in dem anderen Kellerraum entdeckt hatten.

Aber wer ist die Frau?, fragte sich Max. Nachdem der spitzbartige Mann zunächst allein in einer Art Labor zu sehen gewesen war, war bald darauf eine Frau hinzugekommen. Sie trug ein weit ausladendes, hochgeschlossenes Kleid, das bis zum Boden reichte. Ihre Haare waren zu einem gewaltigen Knoten hinten am Kopf zusammengebunden, ihre Füße steckten in zierlichen Schuhen. Sie hatte dem Mann nur kurz zugenickt und auf einem Stuhl mit hoher Lehne und weichen Armstützen Platz genommen.

Gebannt starnte Max auf die Projektion, deren schwarz-weißer Kontrast sich auf dem unregelmäßigen Untergrund nur schwach abzeichnete. Der Mann schien auf die Frau einzureden, hob immer wieder die Hand, wie um seine Worte zu unterstreichen. Was er sagte, war nicht zu hören, der Projektor war für eine Tonspur nicht ausgerüstet. Die dunklen Augen der Frau waren unverwandt auf den Redner gerichtet, ihren Kopf hatte sie gegen die Stuhllehne sinken lassen. Der Mann wandte sich kurz zu einem langgezogenen, gekachelten Tisch, der die gesamte Rückwand des Raumes einnahm, hob etwas auf und ging dann langsam Schritts auf die Frau zu. In der Hand hielt er etwas. Eine Spritze? Ein Hörgerät? Eine Lampe?

Max schluckte. Aber er hörte nicht auf, an der Kurbel zu drehen. Der Projektor neben ihm surrte gleichmäßig, das Licht

flackerte leicht.

Der Mann beugte sich über die Frau. Ihr Kopf war ganz nach hinten gesunken, sie hatte die Augen geschlossen, ihre Brust hob und senkte sich langsam und schwer. Jetzt schob sich der Körper des Mannes zwischen die Frau und die Kamera, sodass er die Sicht auf sie versperrte.

Während er weiter über sie gebeugt stand, schnellte sein Blick immer wieder zum Gesicht der jungen Frau, und Max konnte das Profil des Mannes sehen. Die Anspannung hatte sich in seine Züge gegraben. Plötzlich wirkte der Mann nicht länger wie ein seltsamer Kauz aus Urgroßvaters Zeiten, plötzlich kam es Max so vor, als wäre das Gesicht des Mannes in all seiner Ausdruckskraft deutlich zu erkennen, als wäre unter der dicken Schminke eines Schauspielers der Mensch zum Vorschein gekommen, als würden Moden und Verkleidungen abgefallen sein, und er einen Mann vor sich haben, der vollkommen auf sein Vorhaben konzentriert war.

Da trat der Mann wieder einen Schritt zurück, gab die Sicht auf die Frau frei - das kleine, spitze, schwarze Gerät noch immer in der Hand. Auf den ersten Blick schien ihre Haltung unverändert, nur ein Ärmel ihres Kleides war hochgeschoben. Doch dann kam es Max so vor, als würde sich ihr Atmen verlangsamen, ihr Kopf noch weiter nach hinten verdrehen. Der Blick des Mannes hing an ihrem Gesicht, ernst verfolgte er, wie sie reagierte. Max sah, wie sich seine Lippen bewegten, er glaubte sogar von ihnen ablesen zu können, was er sagte. Der Mann

schien ihren Namen auszusprechen. Katharina? Matt nickte sie, ihr Kopf bewegte sich nur um Millimeter.

Erleichterung zeichnete sich auf den Zügen des Mannes ab, er nahm ihre Hand, legte sie auf den entblößten Arm, dann trat er zurück und begann, an dem Labortisch das Instrument, das er benutzt hatte, zu säubern.

Da er dem Stuhl, in dem die Frau saß, den Rücken zugewandt hatte, konnte er für einen Moment nicht sehen, was passierte. Sie musste in ihren Bewegungen absolut lautlos gewesen sein, sonst hätte er sich mit Sicherheit sofort umgesehen. Stattdessen aber sah nur Max, was geschah. Erst beugte sich ihr Kopf nach vorn. Als kostete es sie unendliche Mühe, zog sie die Lider empor, die über ihre Augen gerutscht waren. Ihr Gesicht wirkte schlaff, beinahe wie schlafend, die Züge erinnerten an eine Marionette, deren Fäden durchschnitten worden waren. Sie machte den Eindruck einer Hypnotisierten, als sei sie nicht Herr ihrer Sinne, als würde eine fremde Macht Besitz von ihr ergriffen haben. Mit schweren, fließenden Bewegungen begannen sich ihre Arme zu heben, die Hände schlaff herabhängend, die Arme aber durchgedrückt. Und plötzlich stand sie. Ohne dass Max gesehen hätte, wie sie ihr Gewicht verlagert hatte, war sie wie herausgestoßen aus dem Sessel auf die Füße gekommen, die Lider schwer, das Gesicht wächsern.

Max hielt den Atem an. Die ganze Erscheinung der Frau, ihre Haltung, die ihn unwillkürlich an eine Marionette, einen

seelenlosen Leib erinnerte, ihr Gesicht, das wie unter einer Wachsschicht verborgen wirkte, ihre seltsam willenlosen Bewegungen - all das erinnerte ihn vage an Alpträume, die er gehabt hatte, an Fieberphantasien, an längst verschollene Spukfilme, die er als kleines Kind vielleicht gesehen oder sich vorgestellt hatte. Doch durch all diese diffusen Assoziationen hindurch war das, was er in dem Lichtrechteck vor sich sah, von einer beklemmenden, beunruhigenden Wirklichkeit. Von einer Realität, die all das, an was er sich zu erinnern glaubte, beinahe in sich aufsog, die sich über diese Erinnerungen und Ahnungen stülpte und diese verschwimmenden Vorstellungen gleichsam zu binden schien. Max war sich sicher: Wann immer er versuchen würde, sich an die Ahnungen zu erinnern, die er vorher schon gehabt hatte, würde sich das Bild, das er gerade sah und das sich ihm wie ein überheller Blitz einbrannte, davor schieben: Das Bild einer Frau, die zutiefst erkrankt war, in die sich das Kranksein hineinzufressen schien, wie ein blindes, seelenloses, unaufhaltbares Etwas.

Auch wenn sie vielleicht nichts davon spürte, so zeichnete sich die Veränderung, der ihr Körper unterworfen war, die Verwandlung, die in ihr vorging, doch in ihrem Gesicht ab. Es war noch immer ihr Gesicht, das Gesicht der Frau, die sich vor wenigen Minuten in den Sessel gesetzt hatte. Doch ihre hübschen Züge, die Max zuerst unwillkürlich angezogen hatten, erschienen ihm jetzt wie eine Schale, die abplatzte, während darunter etwas zum

Vorschein kam, das wie eine Uminterpretation dieser Züge wirkte. Eine Umdeutung, die aus allem Feinen, allem Liebenswerten, Offenen, Sensiblen, Respektvollen, etwas Entseeltes, Verschlossenes, Wächsernes, Blindes, Unansprechbares machte.

In dem Moment musste der Mann sie gehört haben, denn er fuhr herum, in den Händen eine Glasschale, die ihm entglitt, als er sie hinter sich stehen sah. Er schien ihren Namen zu rufen - doch damit erreichte er sie nicht mehr. Wie gequält durch den Anblick der Frau wich er zurück, mit den Armen nach hinten greifend, sich auf dem Labortisch abstützend.

Gleichzeitig ertönte ein lautes Ratschen dicht neben Max. Als ob er sich verbrüht hätte, fuhr er zusammen, ließ die Kurbel los und sah zur Seite. Ein hektisches Peitschen war zu hören, das rechteckige Lichtfeld aufgelöst in einen diffusen Schimmer. Die hintere Filmspule rotierte noch immer - während das Ende des Filmstreifens, der gerade durch den Projektor hindurchgerutscht war, bei jeder Umdrehung mit unangenehmen Peitschen gegen das Metall des Geräts klatschte.

Dann war es still. Max hatte die Spule zum Stehen gebracht. Und der Lichtschimmer versank.

„Ich weiß nicht, was es ist, Till, aber es ist nicht mein Vater.“

Sie waren mit den Rädern unterwegs. Ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen. Den Grunewaldsee hatten sie bereits hinter sich, jetzt ging es Richtung Glienicker.

Max trat fester in die Pedalen, Till radelte neben ihm her. Er benutzte noch immer Lisas Rad, es war ihm etwas zu klein und hatte auch nur drei Gänge, aber er hielt mit.

Max hatte darauf bestanden, dass sie die Tour machten. Till hatte begriffen, dass Max kein bestimmtes Ziel angepeilt hatte, sondern nur in Ruhe mit ihm reden wollte. Nicht in seinem Zimmer, nicht in Tills Zimmer und auch nicht im Garten, sondern weg von dem Grundstück, auf dem sich auch an diesem Vormittag wieder sein Vater nach dem Frühstück zu seinem Gartenhaus begeben hatte.

Nachdem sie eine Weile durch den Grunewald geradelten waren, stoppte Max und stieg ab. Till folgte ihm vom Weg herunter in den Wald, wo Max sein Rad schließlich ins Laub fallen ließ und sich auf einen Baumstamm setzte. Aus dem kleinen Rucksack, den er dabei hatte, holte er ein schwarz eingebundenes Bändchen hervor und reichte es Till. Till wusste bereits, dass Max noch einmal in dem Keller gewesen war, und Max brauchte ihm nicht zu sagen, dass er das Büchlein dort unten entdeckt hatte. Till zog das Gummiband zurück, mit dem es

verschlossen war, und öffnete vorsichtig den Einband. Es war eine Art besseres Schreibheft, die Seiten waren zwar nicht geklebt, sondern gebunden - aber nicht bedruckt. Stattdessen bestand das Büchlein aus karierten Blättern, die mit einer feinen, prägnanten und gut leserlichen Handschrift beschrieben worden waren. Till blätterte zur ersten Seite.

„März 1947, Haiti“, stand dort.

Er sah zu Max. Der hatte die Hände auf die Knie gestützt und blickte in den Wald.

Till schaute zurück in das Büchlein. „Katharina unverändert“, las er. „Hätte ich sie nicht herbringen dürfen? Das Wetter ist schon jetzt unerträglich heiß. Sie redet kaum, und was sie sagt, spricht sie undeutlich - fast möchte ich sagen schluderig - aus, ich kann sie oft nicht verstehen. Aber sie ist ungeduldig, wiederholt nie, was sie gesagt hat. Wenn ich nachfrage, wendet sie sich ab. Die Hitze scheint ihr nichts auszumachen. Trete ich aus dem Schatten in die Sonne, fühle ich mich wie ein Hummer, der bei lebendigem Leibe in einen Topf siedenden Wassers geworfen wird. Katharina hingegen sitzt auf unserer Terrasse in der Sonne, den Kopf in den Nacken gelegt, als trinke sie die Strahlen. Auch wenn ihr Körper schweißbedeckt ist, weicht sie ihnen nicht aus. Habe mit Dr. Gerrit gesprochen, der sagt, dass es ihr nicht schaden kann, solange sie den Kopf vor der Sonne schützt.“

Till sah auf. „Katharina? Wer ist das?“

„Die gleiche Frau, die in dem Film im

Labor zu sehen ist.“ Max blickte unverwandt geradeaus. „In dem Karton, in dem sich der Film befand, lagen auch zehn oder zwanzig von diesen Tagebüchern. Ich habe ein paar von ihnen überflogen. Es geht fast nur um sie. Um Katharina.“

Till schaute zurück in das Buch und las weiter. „Gerrit. Ist er der richtige Mann? Seit zwei Monaten ist sie bei ihm in Behandlung, ohne dass eine Besserung erkennbar wäre. Im Gegenteil. Fast scheint es, als verschlechtere sich ihr Zustand, wenn auch nicht ständig, so doch von Woche zu Woche. Wie soll ich es beschreiben? Sie wirkt abgestumpft, lethargisch. Nicht müde, aber wie durch eine seltsame Kraft verlangsamt. (Ich hätte es niemals soweit kommen lassen dürfen!) Willenlos. Manchmal beschleicht mich das Gefühl, als habe sich Katharina, meine geliebte Frau, aus dem Körper, der dort in der Sonne brät, bereits davongeschlichen.“

Till hob das Bändchen hoch, damit Max die Seite sehen konnte. Der Schreiber hatte - offenbar in einem Anfall von Wut und Verzweiflung - mit seinem Bleistift breit und fest über die Seite gekratzt, ein Abbild der Unfähigkeit, sich zu bändigen, ein Gekrakel wie von einem Kind, ein Ausbruch, der zeigte, dass die Kraft nicht mehr ausreichte, um die Gefühle und Ängste, die auf ihn einströmten, in eine lesbare, verständliche Formulierung zu zwängen.

Max nickte. Till blätterte um. Auch die nächsten beiden Seiten waren mit fetten, schwarzen Strichen bedeckt. Er blätterte weiter.

„23.3.

Heute im Café in der Stadt gewesen. Einen Amerikaner kennengelernt, der in der Nähe von Cap-Haïtien eine Plantage besitzt und mit einigem Erfolg dort Kaffee und Zuckerrohr anbaut. Housten sein Name. Er sagt, seine Eingeborenen erzählen sich krauses Zeug über Katharina. Er lässt vorwiegend Leute, die aus Afrika stammen, bei sich arbeiten. Sie leben inzwischen seit ein, zwei Generationen in der Karibik, haben aber Legenden, krude Vorstellungen, rudimentäre Religion aus ihrer Heimat mitgebracht. Housten sagt, sie würden beobachtet haben, wie Gerrit Katharina seit Wochen behandelt. Sie glauben, der schweizer Arzt sei schuld an ihrem Zustand. Er, Housten, habe versucht, ihnen zu erklären, dass meine Frau krank und deshalb hier sei. Weil man hoffe, dass das Klima ihr gut tue. Aber seine Leute wollten davon nichts wissen, sagt er. Sie hätten sogar ein Wort für sie. Ein Wort aus ihrer Sprache, dem Kimbundu, welches genau, wusste er nicht.“

Till blätterte weiter.

„29.3.

Endlich Gerrit aufgesucht. Ihn wegen der Gerüchte angesprochen, die Housten mir erzählt hat. Der Arzt hat gelacht. Behauptet, nicht zu wissen, wieso die Afrikaner ihn für eine Art ‚Sorcerer‘ hielten. Wahrscheinlich sei für sie Medizinmann eben Medizinmann, egal, welche Praktiken er ausübe - ob es nun die der Medizin Europas seien oder die magischen Rituale der Voodoo-Meister. Was Katharinas

Zustand angeht, konnte er mir nicht wirklich Hoffnung machen. Das Klima wirke sich zwar vorteilhaft auf ihren Gesundheitszustand aus. Das beträfe aber sozusagen nur den körperlichen Aspekt. Sie sei absolut ‚fit‘, wie er sich ausdrückte (und für einen Augenblick musste ich denken, dass die Eingeborenen vielleicht auf irgendeinem Weg doch einen Zipfel der Wahrheit erwischt hatten. Was machte er mit meiner Frau in den Stunden, in denen ich sie ihm zur Therapie überließ?), ihr Geist aber mache den Eindruck, als würde er sich weiter und weiter von uns entfernen.“

Till ließ das Buch sinken und sah Max an. „Soll ich jetzt das ganze Büchlein durchlesen, oder was?“

Max schwang ein Bein über den Baumstamm, so dass er rittlings darauf zu sitzen kam. „Der Mann, der das geschrieben hat, heißt Otto Kern, das habe ich in einem anderen Bändchen gefunden, in dem er vorn seinen Namen notiert hat. Das ist derselbe Mann, der auch auf den Tierfotos zu sehen ist, die wir in dem Kellerzimmer gefunden haben.“

Till klappte das Büchlein zu und reichte es Max. „Aha.“

„Und es ist derselbe Mann, der auf dem Film zu sehen ist, von dem ich dir erzählt habe. Der Mann, der seine Frau im Labor behandelt hat.“

Till schwieg.

„Ich habe jetzt nur dieses Büchlein mitgenommen“, fuhr Max fort, „aber in einem anderen, das auch in dem Karton war, in einem von 1958, da schreibt er, wie er

wieder zurückgekehrt ist nach Berlin.“

Till kniff die Augen zusammen. Langsam begann die sommerliche Hitze durch das grüne Dach der Blätter hindurchzustrahlen. „Wollen wir gleich zum See schwimmen fahren?“, fragte er.

Max zipppte seinen Rucksack auf und verstautete das Tagebuch wieder darin. „Weißt du, was '58 geschehen ist?“

„Ihm ist das Gleiche passiert wie seiner Frau“, platzte es aus Till heraus.

Max warf den Rucksack auf den Boden. „Genau! Und er hat darüber Buch geführt ...“, seine Stimme senkte sich ein wenig, „ ... darüber, wie er sich verändert hat.“

Till nickte. Abgefahren. Verändert. Aber Max sprach schon weiter.

„Es verläuft schleichend, schreibt er. Es ist schwer zu verstehen, was er meint.“ Max' Blick wanderte an Till vorbei in den Wald, in dem sich die schräg einfallenden Sonnenstrahlen mit tanzenden Pollen füllten. „Seitenlang berichtet er davon, wie gesund er sich fühlt, wie kräftig, als würden all seine Ressourcen gebündelt. Er klingt richtig euphorisch - “

„Euphorisch.“ Manchmal verwendete Max Worte, die Till nicht so recht einzuordnen wusste.

„Glücklich, beflügelt. Als wäre er zu allem bereit. Nicht ganz er selbst, muss man auch sagen. Aber dann gerät er in Tiefs, wirkt niedergeschlagen, beklagt, dass vieles von dem, was er geschätzt hat und ihm wichtig war, verloren gegangen sei.“

„Was denn?“ Till konnte seinem Freund

kaum noch folgen.

Max schüttelte nachdenklich den Kopf. „Dass er nicht mehr zögern können würde?“ Er warf Till einen Blick zu. „Das scheint ganz wesentlich gewesen zu sein. Nicht mehr innehalten, nicht mehr grübeln, zweifeln. Aber auch gefreut zu haben scheint er sich nicht mehr so richtig. Er schreibt davon, dass er sich plötzlich fragt, was Liebe ist. Die verschiedensten Empfindungen, von denen er noch weiß, dass sie ihm früher selbstverständlich waren, kommen ihm plötzlich wie etwas vor, das er nur noch von anderen kennt, das er mit sich selbst jedoch nicht mehr in Verbindung bringen kann.“

„Zum Beispiel?“

„Die einfachsten Sachen. In einer Landschaft stehen bleiben und entdecken, dass sie schön ist, nennt er als Beispiel. Oder Trauer. Trauer über eine erschlagene Fliege. Oder Mitleid, Mitleid mit Katharina, die sich zunehmend in ihrem benommenen Zustand zu verlieren schien. Geduld, Nachsicht, Skrupel - alles ganz normale Regungen, die er mit einem Mal als unverständlich empfindet, als etwas ihm Fremdes, als etwas Aufgesetztes, Hinderliches, ja geradezu Lächerliches. Stattdessen sind andere Empfindungen, die bei ihm zuvor eher im Hintergrund eine Rolle spielten, mit einem Mal ungeheuer wichtig geworden.“

Till versuchte den Ausführungen seines Freundes so gut es ging zu folgen. „Gier. Wollust. Aktion“, hörte er Max sagen. „Kern schreibt, dass es fast wie ein Rausch ist.“

Nicht länger grübeln, sondern handeln.
Nicht länger bewerten, sondern vollziehen.
Nicht länger verstehen, sondern machen.“

„Was machen?“

„Egal, Hauptsache loslegen, agieren, durchführen, machen eben.“

Till grübelte.

„Er schreibt, dass er keine Empfindung für Schönheit mehr habe. Für Gerechtigkeit. Der Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit würde verschwimmen. Es gäbe nicht mehr das Gefühl, einer Welt gegenüber zu stehen - stattdessen würde er von der Gewissheit überflutet, Teil der Welt zu sein, Teil ihrer Bewegung, ihrer Entwicklung. Als würde sich die Welt sozusagen in ihn hinein fortsetzen, so wie sie sich in einen Baum hinein fortsetzt, der auf einem Acker steht. Der Abstand, den er früher zur Welt habe gewinnen können, sei gewissermaßen auf Null geschrumpft und er sei so etwas wie in sie hineingezogen worden - wie ein Tier, das sich von seinen Trieben nicht lösen kann.“

Wahnsinn.

„Zugleich aber habe er gespürt, dass er fanatischer sei als ein Tier, durchdrungen von einem Fanatismus, wie nur Menschen ihn kennen. Tiere würden irgendwann Ruhe geben, schreibt er, sie erfüllten sich nur ihre Bedürfnisse. Das sei ihm jedoch nicht mehr genug, ihn habe eher eine Art Besessenheit gepackt. Unerträglich, unbezwingbar, unkontrollierbar.“

„Und das war gleich von Anfang an so? Wodurch genau ist die Veränderung denn ausgelöst worden - darüber schreibt er

nichts?“

Max schüttelte den Kopf. „Er beschreibt nur, dass es ganz langsam begonnen hat. Was ich überflogen habe, sind Eintragungen von 1958, '59 und '60. Am Anfang, in den ersten Tagen, dachte er, es sei eine schlichte Form von Übelkeit, die rasch wieder verfliegt. Erst allmählich ist ihm bewusst geworden, wie tiefgreifend die Veränderung ist. Erst allmählich, sagt er, habe ihn eine Ahnung von dem erfüllt, was ihm bevorstehe. Habe er gespürt, dass etwas Unaufhaltbares im Gange sei, dass er sozusagen im Wettlauf mit der Zeit seine Empfindungen und seine Ängste notieren müsse - “

Max brach ab. „Es muss ziemlich schlimm gewesen sein“, fuhr er nach einer Weile fort.

Till hatte sich zurückgelehnt, die Arme hinter seinem Rücken auf den Baumstamm gestützt.

Max wischte sich über die Nase. „Du müsstest seine Schrift sehen. Nicht hier, in diesem Heft von 1947, sondern später, nachdem es auch bei ihm angefangen hat. Als er beschreibt, dass er nicht weiß, warum ihm schlecht ist, im Jahr '58, ist die Schrift noch gestochen scharf, absolut gerade verlaufen die Zeilen über das Papier. Aber dann ... die Buchstaben werden immer dünner, immer länger ...“ Max' Augen weiteten sich. „Zum Teil schleichen sich Worte in seine Sätze, die ich nicht nur noch nie gehört habe, sondern die es gar nicht gibt. Dann wieder torkeln seine Worte über das Papier, als sei er nicht Herr

seiner selbst gewesen, als er sie schrieb, aber wenn man sich die Sätze ansieht, sind sie durchaus verständlich und nur die Rechtschreibung ist entgleist. Andere Male wieder wirken die Sätze vollkommen korrekt, aber die Wörter sind so zusammengesetzt, dass sie überhaupt keinen Sinn ergeben. Dann wieder gibt es Momente, in denen er glasklar feststellt, dass etwas Unbegreifliches mit ihm vorgeht, und in denen deutlich wird, was für Qualen er aussteht. Dass er es bereut, nicht früher etwas dagegen getan zu haben, dass aber der Teil von ihm, der bereut, immer kleiner wird! Immer mehr von dem anderen Teil, von dem entschlossenen, neuen, an den Rand gedrängt wird! Sodass er das Gefühl hat, sich beeilen zu müssen, weil die Fähigkeit, überhaupt zu erleben, was mit ihm geschieht, immer schwächer wird ... "

Till stand auf, so dass er auf Max, der sitzen geblieben war, herabblicken musste. „Aber deshalb brauchst du doch keine Angst zu haben, Max“, sagte er leise. „Der Mann ist seit hundert Jahren tot.“

„Seit etwas über dreißig Jahren.“

„Naja, reicht doch.“

Max schaute auf. „Ja, Otto Kern ist tot. Was mich beunruhigt, ist aber nicht Otto Kern.“

„Sondern?“

Und als Max ihm jetzt antwortete, war es Till, als würde ein Eishauch hinten in sein T-Shirt kriechen. „Dass die Veränderungen, die Kern beschreibt, mir exakt so vorkommen, wie das, was mit meinem Vater gerade vor sich geht.“

„Du meinst, er erlebt das Gleiche? Er macht die gleiche Veränderung durch?“

Max rutschte von dem Baumstamm herunter auf den Boden, lehnte sich gegen das Holz. Antworten tat er nicht.

Ein LKW überholte sie, der Windstoß drückte Till fast gegen Max' Rad. Der langgezogene Hupton, mit dem der Fahrer den Jungen signalisierte, dass sie die halbe Fahrbahn einnahmen, verhallte. Sie fuhren weiter.

Erst als sie die Brücke erreichten, die den kleinen vom großen Wannsee trennt, lenkte Max sein Rad auf den Bürgersteig, stoppte und hielt sich am Geländer der Brücke fest, ohne abzusteigen. Er schaute über das Wasser und ihm schwirrte der Kopf. Jetzt, wo er Till erzählt hatte, was er entdeckt hatte, sah er zum ersten Mal selbst, wie nahtlos alles ineinanderpasste.

Er stieß sich von der Balustrade wieder ab und trat in die Pedalen. Hinter sich hörte er, wie Till ihm nachkam. Als sie auf gleicher Höhe waren, sah Max zur Seite. „Wenn ich mir vorstelle, dass ich nachher wieder nach Hause fahren muss und ihm heute Abend am Tisch gegenüber sitze ...“

Je mehr er darüber nachdachte, desto unerträglicher wurde ihm der Gedanke. Das war nicht sein Vater - das war eine fleischlich modifizierte Kreatur.

Sie bogten in die Uferstraße ein, die am Wannsee entlang führte. Max bremste ab, sprang vom Sattel, das Rad zwischen den Beinen. Till blieb ebenfalls stehen.

„Lass uns abhauen, Till“, sagte er - und fast schien es ihm, als seien die Worte aus seinem Mund gekommen, bevor er darüber nachdenken konnte. „Zusammen schaffen wir

das. Du bist doch schon einmal durchgekommen. Ich ertrag das zu Hause nicht mehr.“ Max spürte, wie ihm allein bei dem Gedanken an sein Zuhause der Schweiß ausbrach. „Es kommt mir so vor, als würde dort ein bestimmter Geruch herrschen – und bei dem Geruch wird mir schlecht, verstehst du?“ Er merkte, dass er Till fast flehend anschauten und riss sich zusammen. So würde er Till nie überzeugen. Er durfte nicht bitten, er musste ihn begeistern. „Ich habe ein Konto, das meine Eltern mir eingerichtet haben, als ich noch ein Baby war.“ Die Worte sprudelten nur so hervor. „Da muss jetzt richtig Geld drauf sein – also nicht soooo viel, aber bestimmt ein paar Tausend. Da komm ich ran, davon könnten wir leben –“

„Das geht nicht“, unterbrach ihn Till und er sah ernst und traurig aus. „Max, es geht einfach nicht, dass ich euch gefunden habe, dass ... so was passiert nicht zweimal. Und allein schaffen wir es nicht. Wir könnten ein paar Tage im Wald überleben – und dann? Wenn sie uns aufgreifen? Sie finden doch schnell heraus, wer wir sind, dann heißt es ab ins Heim – für mich – und du kommst schön wieder nach Hause.“

„NEIN!“, schrie Max dazwischen, kontrollierte aber sogleich seine Stimme. Es waren Häuser in der Nähe, eine Frau blickte schon über die Hecke ihres Vorgartens. „Nein“, seine Gedanken rasten jetzt. Wenn es ihm nicht gelang, Till zu überzeugen, würde er heute Nacht wieder zuhause schlafen müssen. Er spürte, wie sein Gesicht heiß und kalt überzogen wurde,

während sich in seinem Kopf die Gedanken jagten. Mit aller Kraft trieb er sich dazu an, die richtigen Worte zu finden, die Worte, die Till endlich auf seine Seite ziehen würden!

„Till ... wir ... es ist nicht unmöglich, wir nehmen das Geld, okay? Und im Zug! Genau ... im Zug kontrollieren sie uns doch nicht? Wir steigen ein und fahren nach Süden - da bleibt es auch länger warm ...“

Und dann kam ihm ein großartiger Einfall. „Das Haus in Italien! Wir haben ein Haus in der Toskana! Dort können wir rein. Ich weiß, wie das geht. Wir müssen nur bis dort hinunter kommen. In dem Haus sind Vorräte, da ist eine Heizung - und wenn jemand fragt? Die Leute kenne ich doch, ich bin der Sohn des Hauses, da kann uns überhaupt nichts passieren. Und bis meine Eltern uns dort aufgespürt haben, ist uns doch längst etwas anderes eingefallen!“ Er starzte Till an. Das war's doch! Das war DIE Idee! So konnte es - so MUSSTE es klappen!

Tills Augen ruhten auf ihm. Sein Gesicht wirkte ein wenig eingefallen jetzt, Max sah ihm an, wie schwer es ihm fiel. „Max ... es tut mir leid ... ich weiß, es ist nicht richtig irgendwie ... es sind deine Leute ... du willst weg ... und ich bin der, der sagt, dass das nicht geht ... aber ... weißt du, es geht wirklich nicht. Auch wenn wir ein paar Wochen da unten durchkommen sollten. Was dann?“

„Dann suchen wir uns Arbeit. Wenn wir ein bisschen tricksen, hält man uns doch für vierzehn. In Italien nehmen sie das nicht so genau, da gibt's bestimmt Arbeit.“

Tills Gesicht verzog sich, als würde er etwas denken, von dem Max nicht genau wusste, was es war.

„Hör bloß auf,“, hörte er ihn sagen ... und tief im Inneren ahnte er, dass Till recht haben könnte. Dass es mit der Arbeit nicht so recht klappen könnte - aber es musste einen Weg geben, es musste -

„Hast du dir mal überlegt, dass du dich vielleicht irrst? Dass du mit deinem Vater vielleicht nicht klarkommst, dass das aber auch etwas ist, was vielen Leuten so geht? Dass es jetzt vielleicht am besten wäre, einfach ein paar Wochen, Monate, meinetwegen Jahre auf Tauchstation zu gehen, bis du ihn nicht mehr brauchst?“

Das war sie, die Stimme der Vernunft, die Max schon immer gehasst hatte, die den schwierigen, entbehrungsreichen Weg empfahl. Wer aber garantierte ihm, dass am Ende dieses Weges nicht auch ein Scheitern stand? Gleichzeitig aber spürte Max, dass er die Schlacht verloren hatte, dass er Till nicht überzeugt hatte. Nicht, weil Till gemein war oder so etwas - nein, weil Till im Grunde genommen recht hatte. Weil es keinen anderen Weg gab. Er musste zurück - er musste nach Hause.

Und plötzlich wurde ihm schwindelig. Es war wie eine gewaltige Welle, die auf ihn zurolle, die ihn erfasste. Max taumelte, er hörte, wie das Rad, das er zwischen den Beinen gehalten hatte, mit lautem Scheppern auf die Straße krachte, dann sah er sich zum Straßenrand laufen, hörte gedämpft und verschwommen Till hinter sich, der noch etwas rief. Im nächsten Moment kniete Max

am Bordstein, die Arme nach vorn gestützt, den Kopf von den Schultern hängend - und tief aus seinem Bauch heraus kam die Welle nach oben, füllte seinen Mund mit einer weichlichen, warmen, brockligen Flüssigkeit. Die Bitterkeit schoss ihm in die Nase, in die Augen, dann brach die Masse zwischen seinen Lippen hervor. Der Gestank verschlug ihm fast den Atem - und er kotzte in den Rindstein. Immer wieder zogen sich seine Eingeweide zusammen und neue Schwälle von Halbverdautem drängten aus seinem Körper hervor. Bis er spürte, wie Till ihn von hinten festhielt, gerade in dem Moment, in dem die Kraft in seinen Armen versagte und Max um ein Haar nach vorne gefallen wäre, mit dem Gesicht in die Lache, die er hervorgewürgt hatte.

Heute

„Unten im Süden, in Rudow - “

„Genau, da gab's doch auch so einen Tunnel.“

„Von den Amerikanern.“

„Kalter Krieg auf seinem Höhepunkt.“

Butz und der Beamte der Stadtverwaltung, der ihn begleitet, gehen auf ein kleines Klinkerbaustein-Häuschen zu, das am Rand eines verwahrlosten Parks steht. Sie befinden sich in der Nähe des S-Bahn-Kreuzes Gesundbrunnen, im Norden der Stadt, wo Moabit mit seinem zunehmend türkischen Milieu am Prenzlauer Berg grenzt.

„Und den Tunnel hier haben die Sowjets nicht entdeckt?“ Butz wartet hinter dem Beamten, bis der die Stahltür aufgeschlossen hat.

„Eben nicht. Aber das war auch schon sehr aufwendig, wie die das damals gemacht haben“, der Beamte wirft Butz einen grinsenden Blick zu. „Allein wegen dem Schnee ... das stellte ein Riesenproblem dar. Dass der nicht an der Oberfläche wegschmolz, was den Tunnel darunter ja sofort verraten hätte. Also mussten sie den Tunnel im Winter bei Schneefall aufwendig kühlen ... und die Technik dafür war erst in den siebziger Jahren ausgereift.“

Der Beamte zieht die Stahltür auf. Eine schwarze Eisentreppe schraubt sich dahinter in den Boden des Häuschens.

Der ausgemergelte Bursche, den Butz in

dem Plattenbau überwältigt hat, hat es nicht gewusst. Aber Butz hat nicht locker gelassen, bis der Junge ihn schließlich doch noch zu ein paar anderen Bewohnern des Hauses gebracht hat. Darunter auch zwei Frauen, die mit der Toten vom Parkplatz befreundet gewesen waren. Als Butz ihnen die Aufnahmen vom Fundort gezeigt hat, sind sie widerwillig damit herausgerückt: Dass Nadja ihnen von ihren Zusammenkünften in der versteckten Stadt erzählt und das kleine Klinker-Häuschen im Park erwähnt hätte. Dort, so die beiden Frauen, wäre Nadja mit ihren Freunden von der Bod-Mod-Szene in den Untergrund der Stadt eingestiegen, zumindest hätte sie ihnen gegenüber das angedeutet. Und in einem Punkt passt diese Angabe für Butz auch tatsächlich ganz gut ins Bild: Das Klinkerbaustein-Häuschen befindet sich kaum zehn Minuten Fußweg von dem Parkplatz entfernt, auf dem man Nadjas Leiche gefunden hat.

„Gab es denn in Berlin damals noch mehr von diesen Abhörtunneln?“ Butz und der Beamte steigen die Eisentreppe hinab, die Stufen klirren. „Außer dem hier und dem in Rudow, meine ich.“

Butz hört den Beamten vor ihm lachen. „Wer weiß! Je mehr im Boden unter der Stadt herumgewühlt wird, auf desto mehr Überbleibsel stoßen wir ja.“

Der Beamte hat Butz erzählt, dass der Tunnel, in den sie gerade hinabsteigen, von den Amerikanern im Kalten Krieg benutzt worden ist, um unter der Sektoren-Grenze zwischen Ost- und West-Berlin hindurch

unbemerkt in den Ost-Teil der Stadt zu gelangen. Und zwar aus nur einem Grund: Um sich dort bis zu den Telefonleitungen vorzugraben, die zwischen Ost-Berlin und Moskau verliefen, und sie abzuhören. Gerade so, wie es der amerikanische Geheimdienst bereits in den fünfziger Jahren in dem Rudower Tunnel getan hatte.

„Dabei haben sie diesen Tunnel hier aber gar nicht erst graben müssen.“ Der Beamte bleibt stehen und sieht sich zu Butz um, der Strahler auf seinem Helm ist jetzt eingeschaltet. „Der Tunnel hier ist viel älter als der in Rudow, er stammt noch aus den vierziger Jahren.“ Der Beamte deutet an die Wand - und als Butz den Kopf wendet, kann auch er es erkennen: Hinweisschilder, die direkt auf die Tunnelwand gemalt worden sind, Beschriftungen in altdeutschen Buchstaben: ‚Ausgang‘, ‚Bunker‘, ‚Klinik‘ ...

„Die Spionageabwehr im Osten hatte keine Ahnung, dass der Tunnel existierte. Die Pläne waren nach dem Krieg im Westen geblieben. So konnten die Amerikaner ohne Schwierigkeiten die bereits existierende Röhre benutzen, um unterirdisch bis in den anderen Teil Berlins einzudringen, ohne dass irgendjemand, geschweige denn die Dienste der DDR, das mitbekam.“

„Und was war das ursprünglich?“

„Der Tunnel hier?“

Butz nickt.

„Das hat zum sogenannten ‚Gesamtbauplan Reichshauptstadt‘ gehört. Hitlers großenwahnsinnige Vision.“

„Germania.“

„Hieß das so?“ Der Beamte kneift ein Auge

zusammen. „Oder wurde der Name erst später dazu erfunden?“ Er winkt ab. „Wie auch immer. Der Tunnel gehörte jedenfalls zum Verkehrswesen - die große Ost-West Achse. Da sollten ja gigantische Eisenbahnlinien bis weit nach Russland verlegt werden, die sogenannte Breitspurbahn. Züge so groß wie Schiffe, mit denen Hitler meinte, Waren in riesigen Mengen aus der Gegend hinter dem Ural nach Deutschland karren zu können. Alles ein Irrsinn natürlich, fast nichts ist über das Stadium der Planung hinausgekommen. Aber ein bisschen haben sie damals doch schon angefangen, haben Friedhöfe umgesetzt, Wohnungen geräumt, den Boden probebelastet, ob er das Gewicht dieser Irrsinns-Bauten überhaupt tragen kann ... Und sie haben begonnen, ein paar von diesen Tunnels zu graben, die bis heute nicht alle erschlossen sind.“

Butz sieht an dem Beamten vorbei in die schwarze Röhre, die sich vor ihnen in den Untergrund bohrt. Für einen Augenblick hat er das Gefühl, sehen zu können, wohin die Röhre führen sollte, wie Berlin angeschlossen werden sollte an die unermesslichen Steppen Russlands, wie die gewaltigen, zweistöckigen Züge der Breitspurbahn bis nach Moskau und darüber hinaus rollen.

Er zwingt sich zurück in die Gegenwart. „Kann es sein, dass jemand hier reinkommt?“

„Klar“, der Beamte lässt die Schlüssel klingeln, die er in der Hand hält. „Vorn ist zwar ein Sicherheitsschloss - aber der Schlüssel geht durch viele Hände ...“ Er setzt sich wieder in Bewegung. „Immerhin

haben wir vor kurzem eine Anlage installiert - da!" Ohne stehen zu bleiben, weist er auf eine kleine Überwachungskamera, die oben an der Tunnelwand angebracht ist.

„Und die geht?“

„Ich denke schon.“

„Kann ich die Bilder sehen?“

„Was denn jetzt?“ Der Beamte bleibt stehen und schaut Butz zweifelnd an.
„Bilder checken oder Tunnel abgehen?“

Es gibt zwar einen Plan von dem Tunnel, aber der Mann von der Stadtverwaltung leugnet nicht, dass die Angaben unvollständig sind. „Das ganze System der Tunnel, Gänge und Röhren ist nie systematisch erschlossen worden. Wo es überall Zugänge gibt - das allein festzustellen ist wegen der extremen Schäden, die die Bombardements auch unterirdisch angerichtet haben, nach wie vor viel zu gefährlich ...“

Während sie den Tunnel Richtung Osten weiterschreiten, kommen sie mehrfach an Stahltürnen vorbei, die in dem Plan nicht verzeichnet sind.

Zu Butz' Überraschung kann der Beamte jedoch über sein Smartphone auf die Bilder der Überwachungskameras zugreifen, die im Intranet der zuständigen Sicherheitsbehörde hinterlegt sind.

„Die Tage vor dem 16. März“, hat Butz ihn gebeten, „wenn sie das als erstes aufrufen könnten ...“ Der sechzehnte ist der Tag, an dem Nadja gefunden wurde.

Auf den ersten Bildern, die über das Handydisplay des Beamten flimmern, ist fast nichts zu erkennen. Graues Rauschen. Die Röhre des Tunnels.

Der Beamte spult.

Plötzlich wird das Licht einer entfernt angebrachten Leuchte, die in dem Blickfeld der Kamera liegt, ein paarmal unterbrochen.

Butz nimmt dem Beamten das Handy aus der Hand und friert die Aufzeichnung ein. Lässt

sie weiter laufen. Spult zurück.

Es sind Leute, die zwischen Leuchte und Kamera vorbei gehen! Butz sieht sich die wenigen Sekunden Bildmaterial genauer an. Bei einer vorsichtigen Schätzung kommt er auf acht bis zwölf Personen. Sie tragen dunkle Kleidung, Kapuzenshirts, die Kapuzen fest über die Köpfe gestülpt.

Wieder lässt Butz das Material auf dem Handy ablaufen, beginnt, zwischen verschiedenen Schatten zu unterscheiden, stoppt an immer anderen Stellen, um unterschiedliche Standbilder zu bekommen. Auf einem ist eine Hand, die aus einem Ärmel hervorschaut, deutlich zu erkennen. Ein Tattoo zieht sich vom Handrücken bis zu den Fingernägeln. An einer anderen Stelle glaubt Butz erkennen zu können, wie sich ein Kapuzenträger in dem Moment, in dem er an der Kamera vorbeiläuft, ein wenig eindreht, so dass Butz in die Kapuze hineinschauen kann, unter der sich schemenhaft das harte Gesicht eines jungen Mannes abzuzeichnen scheint, dessen Wange von einer Metallkette durchstochen ist.

Haben sie sie mitgenommen? Haben sie Nadja dort unten ausgesetzt und zu Tode gehetzt?

Mehrmals lässt er die Sequenz ablaufen und versucht zu entschlüsseln, ob eine der Personen *unfreiwillig* mit den anderen mitgegangen ist. Ob eine Person am Arm festgehalten wird oder bedroht. Aber nichts deutet darauf hin.

Ist sie freiwillig mitgegangen, nicht ahnend, was ihr bevorstand?

Die Bilder beginnen vor Butz' Augen zu

flackern. Längst ist die freundliche Kameradschaftlichkeit, mit der ihn der Beamte zunächst begleitet hat, einer gereizten Ungeduld gewichen, da der Mann nicht begreift, wieso Butz das Material nicht in Ruhe bei der Behörde über Tage durchgehen kann.

„Ja, klar, nein, sorry.“ Butz reicht ihm das Handy zurück. Starrt in die Schwärze der Röhre, durch die die Kapuzenträger Richtung Osten marschiert sind. Noch immer kann er sich nicht lösen, nicht entschließen umzukehren.

Da durchzieht ihn plötzlich ein neuer Gedanke. Und wenn es andersherum war? Wenn sie nicht *mitgeschleppt* wurde, um gejagt zu werden, sondern wenn sie alle gemeinsam hier hinuntergegangen sind, um ein bisschen herumzustöbern - und auf etwas *gestoßen* sind? Auf etwas *gestoßen*, *was sie gejagt hat?* Auf etwas *gestoßen*, vor dem sie geflohen sind. Was Nadja jedoch erwischt hat?!

Butz senkt den Kopf. Er hat keinen Beweis, aber er spürt, dass es alles erklären würde. Die Kapuzenträger gehen gemeinsam in den Tunnel, Nadja ist eine von ihnen - vielleicht gefällt ihnen die Atmosphäre, die seltsame Stimmung, die hier unten herrscht. Da bricht es plötzlich über sie herein. Sie werden attackiert, Nadja wird verletzt - sie flüchten - tragen Nadja aus dem Tunnel heraus an die Oberfläche.

Aber es ist zu spät. Nadjas Verletzung ist zu schwer, wahrscheinlich ist sie schon tot. Die anderen lassen sie auf dem Parkplatz zurück - aus Angst davor, wegen

des Eindringens in den Tunnel zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Aber WAS? Oder besser gesagt: Wer? Wer hat sie in die Flucht geschlagen.

Wer oder was ist es gewesen, das ihnen hier unten begegnet ist?

BERLIN GOTHIC 2

Vierter Teil

1

„Manchmal fuhren die Züge noch. Dann konnten sie ein entferntes Grollen hören, ein Rumpeln und Rattern, das langsam näher kam. Die Balken, die die Wände und die Decke abstützten, begannen zu vibrieren und der Sand rieselte zwischen ihnen hindurch. Dann pressten sie sich in eine Ecke und schoben die Unterarme über ihre Köpfe, um sich vor dem Sand zu schützen. Kam der Zug näher, begann der ganze Raum zu zittern, sie konnten das Kreischen der Stahlräder hören, die über die Schienen schabten, das Rumpeln, mit dem sich die Achsen über die verbogenen Gleise schoben. Rauschte der Zug endlich an ihnen vorbei, war jedes einzelne Rad, das in die Lücke zwischen zwei Gleisen einschlug und wieder herausgerissen wurde, eine kleine Erschütterung. Die Wände schienen sich zu biegen, der Lärm den Raum ganz zu auszufüllen.

Wenn das geschah, drängte sich Laila an ihren Papa, bis er einen Arm herunternahm und um ihre Schulter legte, sie an sich zog, wie um sie vor dem Rattern und Rauschen und Rasen zu schützen, das so dicht an ihnen vorbeikeuchte. Erst wenn der letzte Wagen an ihrem Raum vorbei war, ließ er sie wieder los. Aber Laila blieb meist noch ein paar Minuten an ihn gepresst liegen, als wollte sie sicher gehen, in seiner Nähe zu sein, falls das stählerne Untier noch einmal zurückkommen sollte.

Dabei waren sie in ihrem Raum eigentlich sehr gut geschützt. Denn es gab weder Türen

noch Fenster. Keinen Luftschaft, keine Luke, keine Klappe. Alle Öffnungen waren von Lailas Vater vernagelt worden, als sie sich in den Raum gerettet hatten. Vor die Tür, durch die sie hineingeschlüpft waren, hatte er die Bretter genagelt, die er mitgebracht hatte. Und vor den Fenstern hatte er die Stahlläden so fest verschraubt, dass sie sich nicht mehr öffnen ließen.

„Ich hab Hunger, Papa“ - das war es gewesen, was alles in Gang gesetzt hatte, am zweiten Tag nach ihrer Flucht in den Raum. Den ersten Tag lang hatte sich Laila geschworen, dass sie ihren Vater damit nicht behelligen würde - am zweiten aber hatte sie es nicht länger ausgehalten. Anfangs war es ein Beißen gewesen, als hätte ihr Magen begonnen, sich selbst zu verspeisen. Dann war es stumpfer geworden, aber der Schmerz und die Entbehrung hatten sich in ihrem Körper ausgebreitet wie ein Fieber. Sie hatte gespürt, dass sie schon kaum mehr die Kraft hatte, den Mund zu öffnen.

„Ich hab Hunger“ - sie hatte ganz leise gesprochen, fast als wollte sie nicht, dass er sie hörte. Und doch war sie sicher, dass er sie gehört hatte - auch wenn er zuerst nicht geantwortet hatte.

Veit hatte gewusst, dass es bald soweit sein musste. Niemals hätte er geglaubt, dass Laila es so lange aushalten würde. Als er hörte, wie sie leise vor sich hinsummte, wie sie flüsterte, dass sie Hunger hätte, wusste er, dass der Moment gekommen war, an

dem alles Bisherige zu einem Abenteuer wurde - und das, was kam, der wahre Schrecken sein würde.

Denn es gab nichts zu essen. Es gab keine Vorräte in dem Raum, es gab nur die Balken, die Stahlläden, den Sand. Die Tür, die er vernagelt hatte, die Anziehsachen an ihren Körpern. Es war heiß in dem Raum und wenn die Züge daran vorbeifuhren, schien die Luft - mit dem Staub, der aus den Ritzen rieselte, dem Kreischen der Räder, der Hitze, die noch von außen gegen die Wände geblasen wurde - wie zum Schneiden zu sein. Aber zu essen gab es nichts. Und sie konnten den Raum nicht verlassen. Das wusste Veit. Sie hatten Glück gehabt, dass sie es bis hierher geschafft hatten. Draußen aber warteten sie. Tausende, Hunderttausende. Und sie würden keine Sekunde zögern, sie anzufallen.

Veit fühlte, wie Laila, die sich an ihn gelehnt hatte, ein wenig zusammenrutschte. Er schaute auf das kleine Gesicht seiner Tochter. Auf die feinen Züge, die durchscheinende Haut, die Lider, die sich über ihre Äuglein geschoben hatten. Sie war eingeschlafen. Vorsichtig hob er sie von sich herunter und legte sie auf den Boden. Dann robbte er zur anderen Ecke der Kammer und richtete sich auf.

,Ich hab Hunger, Papa.'

Es gab nur einen Weg.

Er griff nach dem Shirt, das er trug und zog es aus dem Bund seiner Hose. Darunter steckte die Klinge in dem ledernen Schaft. Er zog sie hervor. Das Messer glänzte in dem noch immer vom Staub erfüllten Raum. Er

legte den Stahl auf seinen Unterarm. Die Klinge kühlte das Glühen auf seiner Haut.

Dann zog Veit das Taschentuch, das er noch immer besaß, aus der Hose, verdrehte es zu einem Strang und stopfte ihn sich zwischen die Zähne. Es kamen nur entweder die Arme oder die Beine in Frage.

Als das Messer in den Unterarm eindrang, wurde ihm schwarz vor Augen. Das Blut schoss aus dem Schnitt hervor, lief in einem gewaltigen Schwall über seine Hand. Er hörte die Luft in seiner Kehle blubbern, sank gegen die Balken an der Wand und stemmte sich mit beiden Füßen in den Boden.

Sie schließt, er konnte ihren kleinen Leib an der gegenüberliegenden Wand liegen sehen.

Veit zog die Klinge zu sich heran, sah sie in dem Fleisch seines Unterarms entlanggleiten. Er kippte sie leicht nach oben, das Fleisch löste sich. Die rohe Masse, die darunter zum Vorschein kam, schien zu pochen. Er ließ die Klinge fallen, rutschte mit den Füßen über den Boden, presste den Rücken gegen die Balken. Als er das Bewusstsein verlor, hielt er das abgeschnittene Stück zwischen Daumen und Zeigefinger, damit es nicht in den Schmutz fiel.“

Es geht NICHT. Er ... er würde es nicht ... Und vor allem: Wo soll er das Fleisch jetzt b r a t e n? Idiot!

Ein Raum ohne Öffnung, ohne Fenster, ohne Tür.

(Ich höre nur den nächsten Zug wieder daran vorbeirattern, sehe den Sand zwischen

den Balken herabrieseln.)

Aber er kann es nicht braten!

Und roh?

Das ... ich meine - es GEHT ZUWEIT! Sie würden es nicht ...

(Lass dich doch nicht ablenken! Nicht, ob sie es braten oder nicht, ist wichtig. Wichtig ist, dass er seine Wunde verbindet. Dass sie erwacht und er sagt, er hat etwas zu essen besorgt.)

Es geht n i c h t zu weit, es ist genau die richtige Richtung. Pass auf -

Du willst nicht, dir ekelt vor dir? Du hast genug?

Pass auf, ich sage dir jetzt den nächsten Einstieg:

„Zwei Wochen waren vergangen. Veit lag ...“

Ja, er LAG, er kann nicht mehr stehen - also:

Er lag auf dem Boden, er war praktisch ein RUMPF.

(NEIN. ICH WILL DAVON NICHTS HÖREN.)

Aber ich sehe ihn doch - ich sehe Veit vor mir, in dem Raum aus Balken - schon wieder ein Zug. Er rattert vorbei. Und Veit schneidet. Laila erwacht.

(Aber dann ...)

NICHTS DANN, VERDAMMT. Das ist alles, was ich hören will!

Wovor fürchtest du dich? Du willst so etwas nicht schreiben? Was droht dir denn? Verschiebt sich dein Geist, dein Kopf, dein Gemüt, deine Seele, wenn du diese Worte aneinander hängst? Was verschiebt sich? DU MUSSST DIESE GASSE hinunterlaufen - es ist DEIN WEG!

Also: Veit liegt als Rumpf auf dem sandigen Boden, ich sehe ihn, wie er zu Laila emporschaut. Er hat wieder etwas abgeschnitten, aber diesmal - sie - du kannst es an ihren Augen sehen. Sie hat BEGRIFFEN.

„Ich kann nicht, Papa!“, hörst du sie nicht?

ICH höre sie - ich sehe sie vor mir.

„Bitte Papa, ich kann nicht ...“ - er hält das Stück Fleisch vor sie hin.

Sie muss würgen. „Ich will nicht, es ist nichts, ich habe keinen Hunger!“

Er starrt sie an. „ISS!“

(Bist du dir sicher?)

Schreit sie an: „Du musst es essen, Laila - du darfst mich nicht ... ich kann nicht ... es darf nicht sein, dass alles umsonst war!“

Sie zittert. Seit zwei Wochen haben sie den Raum nicht verlassen. Er versenkt die Zähne in dem letzten Stück, das er geschnitten hat. „Siehst du! Es geht! Das Blut schießt zwischen seinen Zähnen hervor -“

Das geht zu weit? Meinst du?

Es geht nicht zu weit, es hat gerade erst

begonnen! (Das ist es, was begonnen hat.)

Der Abstieg.

„Er kaut auf seinem Fleisch ...“

Es geht NICHT WEIT GENUG.

Du hast Angst davor, mit deinen Worten dort hinab zu steigen?

Was bist du für ein erbärmlicher Feigling!

Die Worte sind doch nur der Vorhof, das Vorzimmer, der Vorgarten. Worum es geht,

*sind nicht Worte!
Worum es geht, ist die Tat!*

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Julia kehrte ins Wohnzimmer zurück. Sie hatte das befreundete Ehepaar, das mit ihnen gegessen hatte, zur Tür gebracht. Xaver saß auf dem Sofa gegenüber vom Kamin, blickte kurz hoch, als sie wieder hereinkam, und schaute zurück ins Feuer.

Er wirkte müde, die Gäste schienen ihn angestrengt zu haben.

„Alles in Ordnung?“ Julia setzte sich in den Sessel, der neben dem Sofa stand und ebenfalls dem Feuer zugeschaut war.

Xaver lächelte. „Ich glaube, ich habe ein bisschen viel Rotwein gehabt.“

„Willst du ein Alka Selzer?“

Er schüttelte den Kopf. „Ach lass mal.“

Julia nippte an dem Glas, das sie noch in der Hand hielt, zögerte - sprach dann aber doch etwas an, was ihr schon seit Tagen nicht aus dem Kopf gegangen war.

„Neulich, bei Felix ...“, Xaver wandte den Blick nicht vom Feuer, „ich habe immer wieder daran denken müssen ... 'er hat mich in der Hand' waren, glaube ich, deine Worte“, noch immer hielt Xaver den Blick unverwandt auf den Kamin gerichtet, aber Julia hatte das Gefühl, jetzt wäre es nicht länger Gedankenverlorenheit, jetzt würde er sich darum bemühen, den Blick geradeaus zu halten, „was hast du denn damit gemeint, Xaver? Felix hat dich in der Hand? Wie denn?“

Das Feuer im Kamin knisterte. Xaver

stützte den Kopf in die Hand. „Er ist mein Verleger, Julia“, hörte sie ihn leise sagen, „ich könnte natürlich auch zu einem anderen gehen, aber ich bin bei ihm. Er bestimmt, wann und wie meine Bücher herauskommen.“ Jetzt sah er ihr doch direkt ins Gesicht. „Du weißt, was das heißt. Meine ganze Arbeit ... Felix ist derjenige, der darüber bestimmt. Aber was fragst du, ist das nicht klar?“

Sie sah ihm in die Augen. War das nicht klar? Natürlich ... was sonst hätte er denn damit meinen können? Und doch beruhigten seine Worte sie - so sehr sie auch versuchte, sich das einzureden - kein bisschen.

Langsam breitete sich Schweigen zwischen ihnen aus. Julia hatte Jenna und Rebecca längst frei gegeben, es musste nach zwei Uhr nachts sein. Jetzt fühlte auch sie die Anstrengungen des Tages. Sie sah, wie Xaver sich auf die Seite sinken ließ, auf dem Sofa zu liegen kam und die Beine hochzog. Sein kantiges Gesicht wirkte ein wenig weicher als sonst, der Widerschein des Kaminfeuers tanzte in seinen Augen.

Unwillkürlich fragte sich Julia, ob er als Junge wohl so gewesen war wie Max. Oder unbeschwerter? Ernst, aber nicht so bedrückt - vielleicht wie Till, fuhr es ihr durch den Kopf und sie spürte einen Stich im Herzen.

Ihr war nicht entgangen, dass Xaver Till zu beobachten schien und sie meinte zu spüren, dass das Wohlwollen, das er Till entgegenbrachte, etwas war, das Xaver seinem eigenen Sohn immer vorenthalten

hatte. Julia wusste, dass Max Schwächen hatte, dass er selbst in seinem jungen Alter schon einen labilen Eindruck machte, dass er zwischen einem uneinholbaren Ehrgeiz, der in seinen Wünschen und Vorstellungen wütete, und unzulänglichen Fähigkeiten hin und her gerissen wurde. Aber sie liebte ihren Jungen über alles. Sie wusste, dass Max sich Mühe gab, dass er darum kämpfte, sich von seinen eigenen, seltsam verschrobenen Vorstellungen nicht unterkriegen zu lassen. Dass er sich danach sehnte, von seinem Vater geliebt zu werden. Sie wusste aber auch, dass das etwas war, was Max und Xaver untereinander ausmachen mussten, sie konnte ihren Mann nicht dazu zwingen, einen Sohn zu lieben, der ihm offensichtlich in gewisser Weise fremd war und vielleicht immer bleiben würde.

Vor ein paar Jahren, als ihr das zum ersten Mal aufgefallen war, hatte sie versucht, mit Xaver darüber zu sprechen und gemerkt, wie sehr er selbst darunter litt. Als hätte er versucht, sich zu befehlen, den Jungen zu lieben, es jedoch nicht vermocht. Direkt danach zu fragen, was er Max gegenüber empfand, hatte Julia jedoch nie gewagt, zu groß war die Angst davor, etwas zu hören, was sie nie wieder vergessen können würde. Als Max noch ganz klein gewesen war, ein Baby, das kaum laufen, geschweige denn sprechen konnte, hatte Xaver sich stundenlang mit dem Jungen beschäftigt, aber nicht liebevoll und selbstvergessen, wie Julia es von einem Vater erwartet hätte, sondern wie prüfend, wie mit sich ringend, als hätte er

verzweifelt nach der Empfindung gesucht, von der er annahm, dass er sie seinem Sohn entgegenbringen müsste. Später dann war es dazu nicht mehr gekommen, später hatten die beiden zunehmend weniger miteinander zu tun gehabt - und Julia das Gefühl beschlichen, dass Xaver in diesen ersten Stunden des Zusammenseins mit Max die Entscheidung gefällt haben könnte, zu seinem Jungen keine innige Beziehung aufzubauen zu können. Dabei erschien Julia der Umgang, den Xaver mit Lisa, Claire und Betty hatte, von einer selbstverständlichen, angenehmen und beruhigenden Herzlichkeit. Etwas, das sie sich immer vergeblich für das Miteinander von Max und Xaver gewünscht hatte.

„Wie lief es neulich eigentlich mit den Vögeln?“, versuchte sie noch einmal, ein Gespräch in Gang zu bringen, obwohl sie wusste, dass es spät war und vielleicht das Beste wäre, nun endlich zu Bett zu gehen.

„Die Jungs waren plötzlich vor der Tür. Sie hätten es nicht mitbekommen sollen“, hörte sie Xavers Stimme vom Sofa zu ihr herüberdringen.

Natürlich nicht, dachte Julia. Sie war von Anfang an dagegen gewesen, aber Xaver hatte behauptet, dass ein paar von den Gästen, die er an dem Abend eingeladen hatte, es zu schätzen wissen würden, wenn ein Papageienkampf stattfinden würde. Als Xaver ihr zum ersten Mal davon erzählt hatte, war Julia sich sofort sicher gewesen, dass es brutal, blutig und entsetzlich sein würde. Aber Xaver hatte darauf bestanden, hatte gemeint, dass sie gar nichts davon mitbekommen würde und er

das einfach mal machen müsste. Und jetzt? Bereute er es? Wieder tauchte in Julias Geist die Erinnerung an das auf, was sie neulich in der Diele gehört hatte. Max' Ausruf, dass eine Frau im Gartenhaus des Vaters gewesen wäre. Was für eine Frau? Wirklich eine Botin für ein Manuskript, wie Xaver ihr gegenüber behauptet hatte? Aber Julia wagte nicht, noch einmal danach zu fragen.

„Hast du den Vogelkampf für dein Buch gebraucht?“, erkundigte sie sich stattdessen und sah, wie er nickte, die Augen noch immer geschlossen. Ein Nicken, das nichts bedeutete.

„Manchmal habe ich das Gefühl, alles falsch zu machen.“ Er schlug die Augen auf. „Als müsste ich gewisse Risiken eingehen, um nur ja weit genug hinaus zu kommen ...“

„Hinaus? Wohin hinaus?“, unterbrach sie ihn.

„Aus dem Bekannten? Ins Neue. Freie.“ Er schwieg kurz, wie um ihr Gelegenheit zu geben, darauf etwas zu antworten, aber sie wartete ab. „ ... Aber dann“, nahm Xaver den Faden dort wieder auf, wo sie ihn unterbrochen hatte, „kann es passieren, dass ich ganz aus den Augen verliere, was ich eigentlich erreichen wollte - und nichts anderes, als dass ich dies Risiko eingegangen bin, bleibt bestehen.“

Julia atmete aus. Redete er wirres Zeug?

„Verstehst du?“ Er blickte sie an.

„Was für Risiken denn?“

„Der Papageienkampf zum Beispiel? Ich wollte den Gästen etwas bieten, was sie noch nie gesehen hatten. Ich hatte gehört,

dass so etwas gemacht wird. Es schien eine großartige Idee zu sein und es funktionierte auch. Die zwei, drei Bekannten von Felix, denen ich das zeigen wollte, waren schwer beeindruckt. Und doch, für einen Moment konnte ich überhaupt nicht mehr erkennen, wofür ich es eigentlich gemacht hatte, für einen Moment sah ich nur noch die gefiederten armen Teufel aufeinander loshacken, und da ... wie soll ich sagen ... brach der ganze Schwung, der mich mitgerissen hatte, der mich dazu gebracht hatte, diesen Kampf tatsächlich stattfinden zu lassen, plötzlich weg - und es blieb nichts anderes übrig, als ein entsetzliches Gemetzel zwischen eigentlich schönen Tieren, die mit irgendwelchen Chemikalien halb um den Verstand gespritzt worden waren.“

Wie hatte er jemals glauben können, dass dieser Kampf etwas anderes sein würde als ein abartiges Gemetzel? Doch gerade als Julia das einwerfen wollte, sah sie, wie Xaver sich erhob. Die eigenen Glieder schienen ihn zu Boden zu ziehen, sein Gesicht war grau vor Müdigkeit, die Augen wässrig. Er nickte ihr zu und ging aus dem Zimmer, ohne noch ein weiteres Wort zu sagen.

3

Lisa blickte auf die Karten in ihrer Hand. Die Sieben? Dann musste er zwei ziehen. Und sie würde wahrscheinlich gewinnen. Schon wieder. Lisa liebte Mau Mau, aber sie zögerte, die Karte zu spielen, die in der gegebenen Situation die richtige war.

Sie saß in einem Stuhl, den sie an Max' Bett geschoben hatte. Es war bereits die dritte oder vierte Runde, die sie spielten. Max war krank, seit zwei Tagen schon. Er hatte sich mehrfach übergeben, hatte Fieber. Er aß schlecht, fühlte sich schlapp - und Lisa sah es ihm an: Seine Haut sah eher grüngelb als hautfarben aus. Gestern hatte Trimborn nach ihm gesehen, etwas von Ausruhen gemurmelt, ihr Bruder hätte sich wohl ein wenig verausgabt. Der Doktor hatte ihm eine Calcium-Spritze gegeben und Max war erst recht blass geworden. Seit der Spritze lag er nur noch im Bett.

Er tat Lisa leid. Max war nie besonders robust gewesen - aber wirklich krank hatte sie ihn eigentlich noch nicht erlebt. Sie spielte eine belanglose Zwei und behielt die Sieben auf der Hand. Vielleicht war es besser, wenn er mal gewann, er war schließlich schon schwach genug.

„Mau.“ Mit leuchtenden Augen sah Max sie an, noch eine Karte auf der Hand. Lisa blickte auf den Stapel der abgeworfenen Karten. Kreuz. Hatte sie nicht. Sie zog eine.

„Mau Mau!“ Mit Schwung klatschte Max

seine letzte Karte auf den Stapel. „Zwei zu zwei. Noch eins?“ Aber bevor sie antworten konnte, ließ er sich auf das Bett zurücksinken. Als habe ihn die Aufregung über den Sieg schon zu viel Kraft gekostet.

„Willst du nicht lieber mal eine Runde schlafen?“, fragte sie und sammelte die Karten ein. „Wir können doch nachher weiterspielen. Vielleicht macht dann auch Till mit.“

Er blieb liegen, sah sie nur aus seinen großen dunklen Augen an. Und nickte schließlich. „Weckst du mich in 'ner Stunde?“

Lisa stand auf. „Bis gleich.“

Sie legte die Karten auf den Nachttisch, ging leise aus dem Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

In der Diele zögerte sie. Seitdem Max krank geworden war, hatte sie von Till nicht viel gesehen. Auch jetzt war die Tür zu seinem Zimmer geschlossen. Aber sie wusste, dass er da drin war. Kurz entschlossen ging sie zu der Tür und öffnete sie.

Till lag auf seinem Bett, ein Buch in der Hand. Er sah auf.

„Ich war grad bei Max“, sagte sie. „Er schläft jetzt.“

Till ließ die Beine vom Bett gleiten und setzte sich auf. „Wie geht es ihm?“

Lisa ging zu dem Schreibtisch, den ihre Mutter inzwischen in Tills Zimmer hatte aufstellen lassen, und setzte sich. „Nicht besonders.“

Till knickte die Seite des Buches ein,

bis zu der er gelesen hatte - Lisa schauderte, aber sie zog es vor, nichts zu sagen - und legte das Buch aufs Bett.

„Der Arzt weiß auch nicht, was er hat.“ Sie ließ Till nicht aus den Augen. Tagelang hatte er mit Max zusammengehangen, aber wenn man sie fragte, was sie machten, war nichts aus ihnen herauszuholen. Lisa beschloss, zum Angriff überzugehen.

„Ich kenne Max, seitdem ich denken kann“ - sie hörte ihre eigene Stimme, eine helle Stimme, eine Mädchenstimme, die sie gar nicht genug hätte hören können, wie ihr schien, wenn sie ein Junge wäre - „aber so habe ich ihn noch nie erlebt. Weißt du, wann das angefangen hat? Dass er so schwach ist, so unansprechbar, so verschlossen?“

Till blickte kurz auf, aber seine Augen hatten nicht die Offenheit, die Lisa sonst von ihnen kannte, und erinnerten sie eher an Tills Augen als sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte - im Vorgarten, als niemand wusste, dass er weggelaufen war.

„Nee“, kam es von ihm.

„Seit du hier bei uns bist“, sagte sie und wusste, dass ihn das beunruhigen musste. Aber Lisa wollte herausbekommen, was mit ihrem Bruder war. Vielleicht hatte es ja wirklich etwas mit Tills Ankunft bei ihnen zu tun - auch wenn sie sich nicht vorstellen konnte, wieso.

Tills Blick war noch immer ein wenig verschleiert, die Verwunderung darin jetzt aber ehrlich. „Du meinst, ich bin schuld daran, dass er krank ist?“

„Bist du?“

Die Frage schien er nicht ohne weiteres

verneinen zu können, denn statt das einfach von sich zu weisen, ließ Till den Kopf wieder hängen.

Jetzt! - schoss es Lisa durch den Kopf, sie stand auf und setzte sich neben ihn auf das Bett. „Entschuldige Till, ich will dich nicht kränken. Vielleicht ist es ja auch einfach nur Zufall, dass es ihm schlecht geht, seitdem du hier bist, aber auffällig ist es schon.“

Pause. Stille. Aus dem unteren Stockwerk hörte man Rebecca Geschirr zusammenstellen.

„Ich hab nichts gemacht“, murmelte Till. „Wir sind einfach nur rumgefahren, mit dem Rad, Max hat mir die Gegend gezeigt.“

Lisa schaute auf ihre Fußspitzen.

„Sonst weiß ich auch nicht.“

Sie sah ihn an. Er atmete aus. Und plötzlich war seine Stimme leise, ruhig. „Ich kann dir das nicht sagen, Lisa. Max würde mich ... ich habe ihm versprochen, mit niemandem darüber zu reden ... es ... er hat sich das total zu Herzen genommen.“

„Was denn?“ Sie spürte, wie sie nervös wurde. Es stimmte also. Dass Max und Till etwas ausbrüteten. Sie hatte es gewusst! Lisa versuchte, ihre Stimme weich zu machen, weich und gurrend, eine Tonlage, auf die andere Jungen immer reagierten, indem sie stehenblieben, schluckten und lächelten. „Ich sag ihm auch nicht weiter, dass du es mir gesagt hast ...“

Aber Till schüttelte den Kopf.

„Willst du, dass es ihm immer schlechter geht?“ Empörung schlich sich in ihre Stimme. Max vertraute Till, aber ihr nicht? „Max ist nicht so kräftig wie du. Dass er

Papa nichts sagt, kann ich ja verstehen. Aber Mama?" Sie sah, dass an Tills Schläfe eine Ader hervorgetreten war, fast hatte Lisa den Eindruck, das Blut in der Ader sehen zu können. „Kannst du mir nicht wenigstens sagen, warum ihr uns nicht vertraut?"

Till murmelte etwas, das sie nicht verstand.

„Was?"

Er sah sie an. Hilflos, aber ohne den Mund zu öffnen.

Lisa stand wieder auf, kehrte zu dem Schreibtisch zurück. „Findest du das besonders toll? Nachdem meine Eltern dich aufgenommen haben? Erst stellst du irgendwas mit meinem Bruder an, dass der richtig krank davon wird - und dann sagst du nicht mal, was du weißt?"

Jetzt, wo sie es so zusammengefasst hatte, schauderte Lisa erst recht vor der Ungeheuerlichkeit. Und doch huschte ihr auch noch ein anderer Gedanke, eine andere Empfindung durch den Kopf. Dass sie nämlich trotz allem nicht das Gefühl hatte, sich in Till zu täuschen. Auch wenn sie ihn erst seit ein paar Wochen kannte, war sie sich sicher, dass Till in Ordnung war. Sie vertraute ihm - auch wenn es im Moment überhaupt nicht so aussah, als wäre das gerechtfertigt. Dennoch tat sie es. Und deshalb ging ihr auch die Frage durch den Kopf, ob es möglicherweise einen guten Grund für sein Schweigen geben könnte. Ob es möglicherweise richtig war, dass er schwieg, auch wenn es so schien, als würde er Max' Gesundheit damit gefährden.

Als Max aus dem Schlaf schreckte, stand er vor ihm. Ein schwarzer, hoch aufragender Schatten. Der Himmel vor dem Fenster war noch blau, dunkelblau, alles andere aber - die Bäume hinter den Scheiben, der Tisch in dem Zimmer und eben der Mann, der an seinem Bett stand - war schwarz. Max kam sich unendlich klein vor, schutzlos, wie eine Schnecke, die man aus ihrem Haus gezogen hat. Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach, aber seine Haut war eiskalt.

„Geht's dir denn ein bisschen besser?“, hörte er seinen Vater fragen und die Stimme war weich, angenehm, unendlich vertraut.

Max stieß die Füße in die Matratze und drückte sich an der Wand hoch. „Ja, geht schon“, hörte er sich sagen, die Stimme ein wenig brüchig aber deutlich. „Bleib mir vom Leib“, schrie es in ihm, als er sah, wie sein Vater sich vorbeugte - dann ging die Nachttischlampe an. Das blasse hagere Gesicht erschien im Lichtkegel. Bentheim setzte sich auf den Stuhl, auf dem Lisa vorhin gesessen hatte. In der Hand hielt er ein kleines Tablett, auf dem ein tiefer Teller stand.

„Mama hat gesagt, ich soll dir ein bisschen Brühe bringen“, meinte er und stellte das Tablett auf Max' Beine. „Geht das so? Oder willst du doch runter kommen, am Tisch sitzen?“

Max griff nach dem Tablett und hielt es fest. Obwohl er begeistert gewesen wäre, wenn er jetzt nicht mit seinem Vater hätte

allein sein müssen, grauste ihm davor, sich einen Morgenmantel überzuziehen und nach unten zu gehen. Weil an Stelle seiner Beine ein paar Radiergummis an seine Hüften geschraubt zu sein schienen.

„Nee, is gut ...“ Er griff nach dem Löffel. Sein Vater blieb sitzen. „Du brauchst nicht hier zu bleiben, ich komm schon klar“, sagte Max.

Aber sein Vater schien noch ein wenig bleiben zu wollen. „Weißt du, ich habe mich gefragt, ob ich in letzter Zeit vielleicht ein bisschen zu streng war.“ Er sah ihn an. „Das hat auch mit dem Buch zu tun, es will nicht so vorangehen, wie ich es gern hätte, da ist man nervös ...“ Er nickte und schaute zu Max, wie um dessen Reaktion abzuwarten.

Max löffelte. Dazu gab es nichts zu sagen.

„Es tut mir leid, wenn ich was falsch gemacht habe, Max“, hörte er seinen Vater weitersprechen. Und wieder wollte Max, dass es in ihm schrie ‚Lass mich bloß in Ruhe‘, aber diesmal wollte es nicht recht gelingen. Es war, als würde die nur zu vertraute Stimme seines Vaters, der jetzt ein wenig gebeugt neben ihm am Bett saß, all seine Vorsicht einlullen.

„Ist denn sonst noch was passiert ... ich meine ... wir alle fragen uns, warum es dir nicht so gut geht, Junge.“ Die blauen Augen ruhten auf Max. Sah er ein Lauern hinter den Pupillen? Er durfte sich jetzt nicht aufs Glatteis führen lassen - er musste aufpassen - AUFPASSEN!

Die Anstrengung, das Tablett mit der Suppe auf den Knien zu balancieren, die

Anspannung durch die Anwesenheit seines Vaters, die innere Stimme, die ihn fast um den Verstand brachte, das Bemühen sich nichts anmerken zu lassen - all das war fast zuviel für Max. Er spürte, wie seine Knie zu zittern anfingen - nur keine Suppe verschütten - er durfte sich nichts anmerken lassen -

„Trimborn ist sich auch nicht richtig klar darüber, was mit dir los ist. Er sagt Überanstrengung ... aber wovon denn ... mitten in den Ferien.“ Scheinwerfer-Augen direkt auf ihn gerichtet. Max schluckte - und hustete. Der Schweiß rann seine Achseln herunter, er spürte, wie das Fieber stieg.

„Deshalb meine ich, ob in den letzten Tagen etwas passiert ist.“

„Nö.“ Kurz und knapp.

„Verschweigst du mir was, Max?“ War da ein bedrohlicher Unterton oder war es einfach nur die Sorge des Vaters?

„Nein! Wieso denn?“ Max holte Luft. War er schon wieder dabei, zu winseln, zurückzuweichen?

„Ist ja schon gut“, hörte er seinen Vater einlenken, „ich meine nur, du kannst mir vertrauen, Max, ich bin dein Vater. Wenn du mir nicht vertrauen kannst, wem dann?“

Max ließ den Löffel in die Suppe fallen und schob den Teller zurück. „Nimmst du das Tablett? Ich kann nicht mehr.“

Sein Vater beugte sich vor und sah in den Teller. „Du hast ja noch gar nichts gegessen.“

„Bitte, Papa, nimm es weg“, sagte Max und fühlte, dass er Tablett und Teller einfach mit den Beinen zur Seite schleudern würde,

wenn sein Vater ihm die Sachen nicht in der nächsten Sekunde abnahm.

Da griff Bentheim nach dem Tablett und nahm es hoch. „Wenn das so weiter geht, müssen wir dich ins Krankenhaus bringen, hat der Doktor gesagt, ist dir das klar?“ Seine Stimme war jetzt dringlicher geworden. „Der Arzt weiß nicht, was los ist, verstehst du? Deine Mutter macht sich große Sorgen.“

„Ja, Papa, es ... was soll ich sagen ... ich weiß auch nicht, was los ist ... aber ... ich glaube, das Fieber ist wieder gestiegen, mir geht's nicht so gut.“

Er sah, wie sich die Augen seines Vaters schmerzlich zusammenzogen. „Ist das wahr?“

Max zwang sich zu einem Lächeln. „Nee ... ist schon okay ... ich hab Spaß gemacht. Mir geht's schon besser. Morgen bin ich wieder voll da, Papa. Ehrlich.“ ,Wenn er jetzt nicht geht, schrei ich', ratterte es ihm durch den Kopf. „Machst du das Licht wieder aus? Am besten, ich schlaf noch ein bisschen.“ Er schloss die Augen und spürte eine kühle Hand, die an seiner Stirn nach dem Fieber fühlte. Max blinzelte und sah, wie sein Vater sich zu ihm herunterbeugte und ihm einen leichten Kuss auf die Wange gab.

„Armes Mäxchen, was machst du denn für Sachen“, hörte er ihn murmeln - dann schloss Max die Augen wieder, um nichts antworten zu müssen. Alles in ihm drängte danach, die Arme um den Hals seines Vaters zu schlingen, endlich all den Kummer, die Wirrnis und das Dunkel hinter sich lassen, die sich in den letzten Tagen und Wochen

auf ihn gelegt hatten, aber er zwang sich, die Arme unter der Decke zu lassen. Denn er war sich sicher: Sein Vater verstellte sich.

Dann war er eingeschlafen und bemerkte nicht mehr, wie sein Vater das Licht löschte, zur Tür ging und das Zimmer verließ.

Was er sah, war ein Schatten - mannshoch - schwarz - taumelnd. Tills Hände schienen am Geländer des Balkons festzuwachsen. Ein zweiter Schatten tauchte auf. Ein dritter. Ein vierter. Sie kamen direkt auf ihn zu. Durch die dünnen Stämme des Wäldchens auf dem Nachbargrundstück, mit schweren Schritten durchs Laub raschelnd, als wären sie nicht in der Lage, ihre Füße richtig zu heben. Till fühlte sich wie eingegossen in einen Block durchsichtigen Zements. Kein Glied gehorchte ihm mehr, nur die Augen funktionierten noch, saugten die Eindrücke in ihn hinein, Eindrücke, die von seinem Kopf jedoch nicht mehr verarbeitet wurden, so reduziert war er aufs Schauen, gebannt von dem, was sich abspielte, überfordert von der Unfasslichkeit des Geschehens.

Jetzt traten die ersten Schatten aus dem Wäldchen heraus an den über zwei Meter hohen Maschendrahtzaun, der Bentheims Garten von dem benachbarten Grundstück trennte. Silbriges Licht fiel auf die Gestalten, aber sie hatten die Köpfe gesenkt, sodass Till nur ihre Haare sah - oder vielmehr das, was von den Haaren übrig geblieben war - darunter die Kopfhaut, merkwürdig aufgeraut, verschorft ...

Gebannt beobachtete Till, wie sich die Wesen gegen den Zaun sinken ließen, während ihre Beine wie die von aufgezogenen Spielfiguren weiter die Laufbewegungen vollführten. Gleichzeitig kamen immer neue Gestalten aus dem Wäldchen heraus. Die zähe

Massen, die sich um Till gelegt zu haben schien, kühlte ab. Es fror ihn, seine Haut hatte sich aufgerichtet - aber er konnte die Augen nicht von dem Zaun lösen, gegen den sich immer mehr und noch mehr Gestalten pressten. Die Holzpfosten, an denen der Zaun befestigt war, knackten bereits, obwohl sie stark waren und solide im Boden verankert. Sie konnten - daran zweifelte Till keine Sekunde - dem fortgesetzten Ansturm nicht mehr lange standhalten. Schon schoben sich zwei, drei, fünf Reihen von Gestalten hintereinander gestaffelt gegen den Zaun - da knallte es, als würde ein Schuss abgefeuert, ein Pfosten war umgebrochen - dann zerbarst der nächste, der Zaun neigte sich in einer Länge von zwanzig Metern zu Boden.

Die Wesen, die unmittelbar gegen den Zaun gedrückt hatten, sanken mit, diejenigen aber, die dahinter geschoben hatten, fingen sich, traten auf ihre Vordermänner. Till sah ihre erdverkrusteten Schuhe auf die Köpfe der am Boden Liegenden stapfen, dann taumelten sie über Rasen der Bentheims, die Köpfe noch immer gesenkt, jetzt jedoch näher, vom Mond beleuchtet. Ein Schwarm schmutzig schwarzer Wesen, lautlos, nur mit den Füßen über das Gras bürstend, in der Vorwärtsbewegung anscheinend unhaltbar - und unbeirrt auf das Haus zuhaltend. Schon zogen sie unter dem Balkon durch, auf dem Till stand. Er hörte sie gegen die Fensterläden torkeln, die an der Mauer darunter angebracht waren, er hörte, wie das Holz gegen die Wand gedrückt wurde, wie die Fenster unter dem Druck ächzten, er

hörte, wie sich schwielige Hände an den Stangen festhielten, die den Balkon trugen. Und spürte, wie der Eisblock, in dem er gefangen war, sich immer mehr zusammenzog.

Dann zersprang es - das Fenster unter ihm, eingedrückt von der Horde, und zugleich zersprang es hier oben - das Eis, das ihn umschloss - ihn endlich freigebend, die Starre zerfetzend, in die er sich hatte treiben lassen. Till wirbelte herum - mehr ahnend als sehend, dass die ersten Gestalten bereits an den Stangen empor klettern mussten - herum zu dem Zimmer, in dem Max noch schlief. Er stürzte durch die Balkontür an das Bett des Freundes, wollte ihn wecken, warnen, herausreißen aus dem komaähnlichen Schlummer, in dem Max gefangen sein musste - sonst hätte er doch längst gehört, was um sie herum geschah. Noch während Till zu dem Bett eilte, wollte er schon Max' Namen rufen, doch es war, als wäre seine Kehle versiegelt. Kein Laut kam aus seinem Mund, so sehr er sich auch darum bemühte.

Das konnte nicht sein - das war doch nicht möglich - er musste doch rufen! Till riss die Arme nach hinten, drückte in einem Zusammennehmen all seiner Körperkraft die Brust heraus, um endlich die stumpfe Decke zu durchstoßen, die sich um seine Kehle gewickelt zu haben schien. Eine Willensanstrengung, mit der er - wie er jetzt spürte - die unerklärliche Stumpfheit doch noch durchbrechen würde. Er pumpte und stieß tief aus dem Bauch heraus all die Luft, die er darin hatte - heraus damit durch den Hals, durch die Kehle, heraus mit

einem Schrei, der Max endlich wecken musste, bevor es zu spät war -

„MAAAX!“ ...

... hörte Till sich schreien, fühlte die Befreiung, die ihn durchströmte, weil es ihm gelungen war, über sich selbst zu herrschen, selbst zu bestimmen, ob er schreien würde oder nicht - und spürte zugleich, dass sich auf einmal alles verschob. Dass das Rascheln abebbte, dass er herausglitt aus der dunklen Traumwelt, in der er sich befunden hatte, dass er nicht mehr auf das Bett von Max zulief, sondern auf seiner eigenen Matratze lag, herumgeworfen zwar, noch ganz im Sprung, der für ihn das Herausschreien gewesen war - aber nicht mehr in einem nachtdunklen Zimmer, sondern in einem morgendlich sonnendurchfluteten, vor dessen Terrassentür keine formlose Gestaltenhorde lauerte, sondern ein herrlicher Sommertag.

Wie ein Bergbach, der sein Steinbett herunterströmt, perlten die Beklemmung, die Angst, der Schauder von ihm ab. Er hatte geträumt, es war alles klar.

Till schlug die Decke von seinem Körper zurück, wie erstickt plötzlich von der schweren Last der Federn, sprang auf und wollte Max erzählen, was er geträumt hatte. Da war es, als würde sich der Eisblock, den er doch gerade erst gesprengt hatte, erneut um ihn legen.

Max' Bett war leer.

Seit acht Tagen hatte Max sein Bett nicht mehr verlassen. Am Abend zuvor hatte er Till gebeten, bei ihm im Zimmer zu übernachten. Till hatte nicht genau

verstanden wieso, aber es war klar gewesen, dass Max seine Hilfe gebraucht hatte. Seine Nähe. Seine Anwesenheit. Also hatte Till eingewilligt, seine Matratze in Max' Zimmer gebracht und dort sein Nachtlager errichtet - etwas, das er ohnehin gerne tat. Und er hatte Max versprochen, dass er ihn wecken würde, wenn ihm in der Nacht etwas auffallen würde.

Aber dann hatte er nur unendlich fest geschlafen.

„Er ist schon aufgestanden! Was ist daran so schlimm? Er ist wahrscheinlich schon unten - ihm geht's wieder besser. Ist doch wunderbar!“ Till hörte die Stimme in seinem Kopf, er hörte, wie er sich das zurief, aber die Worte kamen nicht an, sie lösten nicht den Eisgriff, der ihn umklammert hielt - während er aus dem Zimmer schoss.

„Max!“

Nichts. Till rannte zum Bad, die Tür war unverschlossen, er stieß sie auf. Leer.

„MAX!?!“

Zurück in die Diele, zu Lisas Zimmer, die Tür war offen, das Zimmer leer. Till rannte die Treppe herunter. „MAX!!“ Jetzt war es ihm egal, ob gleich alle um ihn herumstehen würden, jetzt war es nackte Panik.

Er kam unten in der Eingangshalle an. „Hallo?“ Niemand zu sehen. Rebecca nicht, Jenna nicht, die Mädchen nicht - er rannte zur Küche. Sie war aufgeräumt, alles geputzt, alles perfekt - aber niemand zu sehen. Raus aus der Küche - kurze Irritation - ins Wohnzimmer, leer, zum Flur, der nach hinten zum Musikzimmer führte - „HALLO??“ -

„Was ist denn!“

Die Worte trafen ihn wie ein Faustthieb.
Die Tür am Ende des Flurs flog auf. Lisa.

„Was schreist du denn so?“

Till war so froh, sie zu sehen, dass er nicht stehenblieb, sondern weiterlief, bis zu ihr hin, er nahm sogar ihre Hand. „Wo sind denn alle - ich bin eingeschlafen - und -“

Er bemerkte, wie ernst sie aussah. „Max geht's nicht gut. Mama ist mit ihm ins Krankenhaus.“

Till lächelte noch immer.

„Er hat sich wieder übergeben, Papa wollte nicht länger warten, er hat den Arzt gerufen - heute Morgen ganz früh. Und der Arzt hat gesagt, dass Max ...“ Sie musste kurz nachdenken „... dehydriert -“

Jetzt wurde das Lächeln doch aus Tills Gesicht gewischt. Er hatte geschlafen, er hatte nicht aufgepasst, raste es ihm durch den Kopf.

„Mama hat ihn dann hingefahren.“ Sie schaute Till an. „Willst du was frühstücken?“ Ihre Stimme war leise, bedrückt.

„Sie spricht, als läge eine Leiche im Haus‘, musste Till denken und der Eisgriff in seinem Bauch wanderte hoch an seine Kehle.

Da saßen sie wieder an dem hohen Tisch, an dem sie an jenem Tag gesessen hatten, an dem Till zum ersten Mal zu den Bentheims gekommen war. Die Stille des leeren Hauses um sie herum lastete auf Till, die Sorge um Max erfüllte ihn. Er hatte sich die Tüte

mit dem Müsli geschnappt, ein wenig Milch über die Flocken gegossen und löffelte das Zeug in sich hinein. Lisa hatte ihm gegenüber Platz genommen, sah ihm beim Essen zu.

„Was hat sie im Musikzimmer gemacht?“, waberte es Till durch den Kopf - sagen aber tat er etwas anderes. „In welches Krankenhaus haben sie ihn denn gebracht?“

„Ins Klinikum oder wie das jetzt heißt“, sagte Lisa, „das große in Steglitz?“

Till schob sich einen neuen Löffel voll Müsli zwischen die Zähne, sprach mit vollem Mund. „Kommst du mit? Ich fahr gleich mal zu ihm.“

Lisa sah ihn groß an, als wollte sie sagen: Spinnst du?

„Er ... das waren ziemlich verrückte Sachen, die Max sich ausgedacht hat“, fuhr Till fort und schluckte herunter. Er musste sie ins Vertrauen ziehen, er durfte nicht länger warten. Er sah, wie er ihre Aufmerksamkeit hatte, wie ihr hübsches, kleines Gesicht sich spannte. „Es geht um euren Vater, weißt du“, stieß Till hervor und fühlte, wie sein Gesicht rot wurde. Wie konnte er ihr das jemals sagen, sie würde denken, dass nicht Max, sondern ER sich das ausgedacht hatte. „Er glaubt, dass er sich verändert hat“, jetzt zog sie die Stirn kraus, „ich habe versucht, es ihm auszureden, aber Max ist ganz versessen darauf, ist sich sicher, das muss die Erklärung für all das sein, was ihm komisch vorkommt.“

„Was denn, was hat er sich ausgedacht?“ Sie ließ Till nicht aus den Augen.

„Das ... es ist schwer zu beschreiben ...“

Jetzt sah sie richtig verblüfft aus.

„Er ist total überreizt“, murmelte Till. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, ihr davon zu erzählen. Till beugte sich vor, auf einmal vom Bewusstsein einer ganz neuen Gefahr durchglüht. „Aber du musst mir versprechen, das niemanden zu sagen!“ Er griff ihren Arm und drückte ihn. „Lisa? Du musst es schwören. Hörst du?“ „Schwören‘ - lächerlich, aber egal. Sie durfte es keinesfalls weitererzählen, ihrer Mutter nicht - und vor allem ihrem ... bei dem Gedanken allein fühlte Till, wie er schwach wurde ... ihrem Vater nicht ...

„Du darfst mit niemandem darüber sprechen. Sie würden Max nie wieder in Ruhe lassen. Sie würden ihn vielleicht in ein Heim stecken - das steht er nicht durch!“ Till fühlte, wie Lisa ihm immer mehr entglitt. „Wir müssen ihm helfen, hörst du, wir beide - nicht deine Eltern, die können ihm nicht helfen. Er hat einfach Angst vor eurem Vater, das sitzt ganz tief in ihm drin, das kriegst du nicht einfach raus.“

„Das schaffen wir nicht allein“, hörte er Lisa sagen, „was stellst du dir denn vor? Dass ich stillhalte und zusehe, wie mein Bruder vor die Hunde geht?!“ Ihre Stimme wurde schrill jetzt, Till konnte hören, wie sie von der Verantwortung, die er auf ihr abgeladen hatte, niedergedrückt wurde.

„Hör zu Lisa“, er ließ ihren Arm los und sah, dass die Haut an der Stelle, an der er gedrückt hatte, ganz weiß geworden war. „Es geht nicht darum, wie krank das klingt, was Max bedrückt. Es geht darum, dass er Angst

hat. Okay? Angst vor deinem Vater. Wenn Max jetzt erfährt, dass du deinem Vater erzählst, wovor er sich ängstigt - "

„Max braucht das ja nicht zu erfahren.“

„Nein!“ Wütend sprang Till von seinem Stuhl auf. „Darum geht es nicht! Dein Vater hat mich hier aufgenommen. Ich habe euch viel zu verdanken. Aber ...“ Für einen Augenblick zögerte er. Konnte er ihr vertrauen? Aber dann kamen die Worte wie von selbst aus Tills Mund, ohne dass er sie hätte aufhalten können. „... aber es gibt ein paar Sachen, die schon komisch sind.“ Till fühlte sich wie ein Ertrinkender, der in einer bewegten See nach Balken sucht - nur waren die Balken, nach denen er suchte, die passenden Worte. „Es gibt nur einen Weg, wie wir Max helfen können. Wir müssen ihm zeigen, dass er sich auf uns verlassen kann. Dass er deinem Vater nicht ausgeliefert ist. Dass es jemanden gibt, der auf seiner Seite ist, der zu ihm hält - egal was passiert.“

Es war viel, was er von ihr verlangte: Dass sie ihm mehr vertrauen sollte als ihrem eigenen Vater. War es leichtsinnig, vielleicht sogar geradezu *dumm* gewesen, sie ins Vertrauen zu ziehen? Verlangte er von ihr jetzt nicht das, was er selbst nicht geschafft hatte: Es für sich zu behalten, niemanden mit reinzuziehen?!

„Was willst du denn jetzt machen?“ Sie sah ihn an.

„Ich fahr ins Krankenhaus und muss ihn sehen. Er hat mich gebeten, die Nacht lang auf ihn aufzupassen, aber ich bin eingeschlafen.“

Till sah, wie ein Hauch von Mitleid über ihr Gesicht huschte. „Okay.“

„Was?“ Hatte er sich verhört?

„'Okay', hab ich gesagt“, wiederholte Lisa. „Ich warte, bis du wieder da bist. Und mir erzählst, wie es ihm geht.“

Es kam Till so vor, als würde er aus großer Tiefe an die Oberfläche tauchen. „Gut. Und wenn deine Mutter fragt, sag ihr ruhig, dass ich losgefahren bin, um Max zu besuchen. Das wird schon in Ordnung sein.“

Als Julia in das Zimmer trat, lag ihr Sohn auf der Seite und schaute aus dem Fenster.

„Max!“ Sie stellte die Tüten auf den Boden und ging zu ihm. Er drehte sich auf den Rücken. Sein hellhäutiges Gesichtchen kam ihr noch ein wenig eingefallener vor als sonst. Die Haare waren jetzt schon länger nicht mehr geschnitten worden und hingen ihm in die Stirn. Ein Lächeln breitete sich über sein Gesicht aus.

„Mama.“

Julia hockte sich auf die Bettkante und nahm die Hand ihres Sohnes, die auf der Bettdecke lag. Er rollte sich herum und legte den Kopf auf ihren Schoß. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn, streichelte über seinen Kopf. Max' Haare fühlten sich immer noch so weich an wie die eines Kleinkindes.

Ihr Blick wanderte zu dem Fenster, aus dem er geschaut hatte. Das Zimmer befand sich im letzten Stock eines der beiden Bettentürme. Das Fenster nahm fast die ganze Wand ein und durch es hindurch blickte man auf den Teltow-Kanal, Teile der Betonstruktur des Krankenhausbaus ragten ins Blickfeld hinein. Flächen, Quadrate, Ebenen - ein gewaltiger Bau aus den sechziger Jahren, einst das modernste und größte Krankenhaus Europas - heute verwittert, veraltet, fast schon verkommen.

Sie schaute zurück zu ihrem Jungen. „Ich hab dir ganz viele Sachen mitgebracht.“

Er blieb reglos liegen.

„Max?“

Max glitt von ihrem Schoß wieder herunter, streckte sich aus und sank zurück auf das große, weiße Kissen an seinem Kopfende. Metallstangen, Schienen, Seilzüge - sein Krankenhausbett sah aus, als ob er mit dem Ding aus dem Fenster fliegen könnte, wenn er nur die richtigen Hebel bediente.

Julia stand auf und holte die Tüten, die sie am Eingang abgestellt hatte. Bevor sie ins Krankenhaus gefahren war, hatte sie zwei Stunden lang mit Rebecca in der Küche gestanden und gekocht. Sie nahm auf dem Stuhl neben Max' Bett Platz, zog den Nachttisch heran, räumte die Platte leer und begann die Sachen, die sie mitgebracht hatte, darauf zu stellen. Eine kleine Schale mit einer klaren, heißen Hühnerbrühe, eine winzige Portion Ravioli gefüllt mit Ricotta und Spinat, etwas Gulasch mit einem halben Knödel, eine Hähnchenkeule frisch aus dem Ofen ... Sie hatte all das zubereitet, von dem sie wusste, dass Max es schon immer am liebsten gegessen hatte.

Julia schob die Tüten zur Seite und sah zu ihrem Sohn, der ihr mit großen Augen zugeschaut hatte. Es gab keinen Grund darüber zu reden. Julia wusste, dass er es wusste: Dass er vor allem deshalb hier war, weil er seit Tagen nichts mehr gegessen hatte. Sie hatten versucht, ihm einen Tropf anzulegen, um ihm die nötigen Elektrolyte intravenös zu verabreichen. Aber Max hatte den Tropf immer wieder aus dem Arm

gerissen, kaum dass er allein gelassen worden war. Trimborn hatte Julia gefragt, ob sie den Jungen fixieren sollten, dann würde er sich den Tropf nicht länger herausziehen können. Das hatte Julia zwar schockiert zurückgewiesen - aber sie wusste: Es war alles nur eine Frage der Zeit. Der Arzt, der Max hier im Krankenhaus betreute, hatte jedenfalls keinen Zweifel daran gelassen: Heute war der letzte Tag, den er es verantworten konnte, die Ernährung des Jungen nicht anzuordnen. Heute musste es ihr gelingen, heute musste Max etwas essen. Sonst würde sie den Arzt bitten müssen, sich darum zu kümmern.

„Du hast keinen Hunger, was?“ Ihre Augen begegneten denen ihres Sohnes. Er schüttelte den Kopf.

„Ich hab dir deine Lieblingsgerichte mitgebracht.“

Nicken.

„Ich hab die selbst gekocht.“

„Ja.“

„Du hast seit Tagen nichts mehr gegessen, Max, es kann doch gar nicht sein, dass du keinen Hunger hast.“

Seine Augen lösten sich von ihrem Gesicht und wanderten zum Fenster.

„Max, wenn du heute nichts isst ... Ich habe mit den Ärzten gesprochen ... das kann so nicht weiter gehen.“

Sie hatte alles versucht. Sie hatte gedroht, gefleht, auf ihn eingeredet, auch Xaver gebeten, mit Max zu reden. Sie hatte sogar Lisa vorgeschickt, damit sie einmal mit ihrem Bruder sprach. Julia hatte Max Geschenke versprochen, sie hatte ihm Sachen

weggenommen, von denen sie wusste, dass er sie liebte, und angekündigt, dass er sie erst wiederbekommen würde, wenn er auch wieder anfangen würde zu essen. Es hatte alles nicht genutzt.

Dann hatte sie begonnen, zu den Ärzten zu gehen. War ihr Junge plötzlich magersüchtig geworden? Sie hatte erfahren, dass man das früher hauptsächlich von Mädchen kannte, dass es aber längst nichts Besonderes mehr war, wenn auch Jungen ganz plötzlich Schwierigkeiten mit dem Essen bekamen. Was genau jedoch der Grund für Max' Hungern war, darüber hatten ihr die Fachleute - auch nach einem Gespräch mit Max - keine eindeutige Auskunft erteilen können. Nur ein Psychiater hatte die Vermutung geäußert, dass Max unter einer psychotischen Störung leiden könnte. Dass Max vielleicht denken würde - auch wenn er das nie gesagt hatte - dass das Essen vergiftet sein könnte. Bisher hatte sie es nicht gewagt, ihn danach zu fragen.

„Hast du Angst, dass die Sachen vergiftet sein könnten?“ Ihre Stimme war leise jetzt, fast nur ein Flüstern.

Max starrte sie an. Auf seinen Wangen erschienen hellrote Flecken.

„Hör zu Mäxchen, ich glaube nicht, dass du sowas denkst. Dass ich ... dass ich dir was antun könnte ... aber ... Wenn du heute nichts isst, dann muss ich den Arzt bitten, dafür zu sorgen, dass du keinen Schaden nimmst. Dein Körper ist geschwächt. Du machst ihn kaputt.“

Sie fühlte plötzlich, wie ihre Augen sich füllten. Rasch wandte sie sich ab, wischte

mit dem Handrücken darüber und drehte sich wieder ihrem Jungen zu. So würden sie nicht weiterkommen, wenn sie jetzt anfing zu heulen.

Sie griff nach seiner Hand. „Willst du das?“

Max hatte den Mund ein wenig geöffnet, stoßweise holte er Atem, aber nicht tief aus dem Bauch heraus, sondern hastig und flach.

„Sie werden dich am Bett fixieren müssen, damit du den Tropf nicht rausziehst.“ Julia fühlte, wie sich unerträgliche Bilder in ihren Kopf drängten, Blitze, in denen sie ihren Sohn sah, der festgehalten wurde - aber sie drückte die Bilder gewaltsam weg. Die Ärzte hatten ihr doch gesagt, dass Max betäubt werden würde ... - „Ja, wenn sie den Tropf anschließen“, flüsterte es in ihr, „aber wenn sie ihn zwangsernähren? Dann können sie ihn doch gar nicht betäuben ...“

„Sie müssen dir einen Schlauch in den Magen schieben, Mäxchen“ - es war, als würde jedes Wort, das sie zu ihrem Jungen sagte, ihr selbst tief ins Herz schneiden - „das ist ... ich meine, du kannst dir doch vorstellen, wie das ist ... das muss nicht sein ...“ Jetzt flossen ihr die Tränen doch übers Gesicht, sie wischte sie nicht mehr weg, jetzt war es auch egal, jetzt musste sie zu ihm durchdringen, ihn wiedergewinnen, sie hatten sich doch früher so lieb gehabt, wann war es bloß passiert, dass sie ihn verloren hatte. „Du brauchst bloß ein paar Löffel von der Hühnerbrühe zu essen, Mäxchen ... oder was auch immer du magst ... ich hab die Tüten voll,

Süßigkeiten, Pommes, Würstchen, Kuchen ...
Was immer du dir vorstellen kannst ... und
wenn das alles nichts ist, geh ich gleich
nochmal los und hol dir was anderes.“

Sie sah, dass auch seine Augen sich jetzt gefüllt hatten, überliefen, das kleine Gesichtchen unendlich traurig, enttäuscht, als würde der Junge in einem nachtschwarzen Kummerland herumirren, verzweifelt nach einem Ausgang suchen, rufen, aber niemand würde ihn hören, niemand konnte ihm helfen, niemand ihn retten, weil er die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, nicht sah, weil etwas seinen Blick verstellte, weil in ihm etwas arbeitete, von dem sie nicht wusste, was es war.

„Kannst du mir nicht sagen, was du denkst, Max? Was du willst? Wollen wir eine Reise machen, ganz weit weg, nur wir zwei? Ist es das?“ Plötzlich schöpfte Julia Mut, weil sie zu sehen glaubte, dass sich sein Gesicht ein bisschen aufhellte, als wäre ein einzelner Sonnenstrahl darauf gefallen.

„Und wie lange?“, fragte er.

„Keine Ahnung, ein paar Tage - eine Woche, wie?“

„Und dann?“

„Dann fahren wir wieder nach Hause.“

Das knipste den Sonnenstrahl aus, schnitt ihn ab wie mit der Schere - und Max' Gesicht wirkte noch einmal so einsam, so verlassen, ratlos, traurig und hilflos.

„Was ... du meinst, wir sollten länger fortbleiben?“

Es entrang sich seiner Brust wie ein verzweifeltes Stöhnen: „Ach ... ist auch egal. Wie lange wir wegbleiben - am Ende

kommen wir ja doch wieder zurück.“

Ganz weggehen? Für immer? Das ging natürlich nicht. „Was soll denn aus Lisa werden, den Kleinen?“ Und Papa?, dachte Julia, behielt es aber für sich, denn irgendetwas sagte ihr, dass Xaver vielleicht der Grund für Max' Benehmen sein könnte. Sie machte ihrem Mann keinen Vorwurf, es war Max, der sich in etwas hineingesteigert hatte. Aber das, in was Max sich hineingesteigert hatte, hatte vielleicht etwas mit Xaver zu tun - damit, was auch ihr an Xaver schon aufgefallen war, dass es an ihm seit noch gar nicht so langer Zeit etwas gab, das sie glaubte, nicht durchschauen zu können ...

„Wir können nicht für immer weggehen, Max.“ Julia wischte sich erneut über die Augen. Wenn er das wollte, wenn er das für einen Moment auch nur für möglich gehalten hatte, dann war es sinnlos, wenn sie weiter versuchte, an ihn heranzukommen. Es überstieg ihre Kräfte.

„Max, ich kann nicht mehr“, sagte sie und ihre Stimme war ein wenig gefestigter jetzt. Sie musste auch an ihre anderen drei Kinder denken. „Ich weiß nicht mehr, was ich noch machen soll.“

Aber er hatte sich schon wieder abgewandt, den Blick an ihr vorbei zum Fenster gerichtet.

„Wenn ich jetzt gehe, werde ich dem Arzt Bescheid geben müssen.“

Er ließ es einfach an sich abperlen.

Aber sie ging nicht gleich aus dem Zimmer. Sondern blieb sitzen. Solange, bis ihr Sohn - erschöpft, wie er war -

eingeschlafen war. Dann stand Julia auf, packte die Tüten zusammen, stellte sie in die Ecke - , Vielleicht besinnt er sich ja doch noch' - und machte sich auf den Weg, um den Arzt zu holen.

„Es war der Geruch ... viel stärker als hier ... betäubend fast ... der Geruch nach Desinfektionsmitteln ... Es war, als würde mich dieser Geruch regelrecht überfallen, als ich die Tür am Ende der Treppe aufstieß. Und dahinter, Till, dahinter lag sie. Alles war weiß. Die Betten, die Laken, die Kittel, die Wände, die Lampen.“ Max' Stimme sank zu einem Flüstern herab. „Die Abteilung, Till, dahinter lag die Abteilung. Ein Raum so groß wie ein Fußballfeld, groß wie das ganze Krankenhaus, aber es gab dort keine einzelnen Zimmer, die Betten waren nur durch verschiebbare Stoffwände getrennt. Und die Luft war erfüllt von unterschiedlichen Stimmen, von Rufen, vom Wimmern, Jammern. Bestecke haben geklappert, Zangen, Griffel, Hebel, Schrauben - es war ein entferntes Knistern zu hören, ein Knacken, Knirschen, Keuchen. Und es war heiß, unendlich heiß, als würde die Luft direkt aus einem Ofen in die niedrige, sich in der Ferne verlierende Halle geblasen.“

Max lag auf zwei übereinandergeschichteten Kissen auf seinem Krankenbett, Till hatte sich einen Stuhl herangezogen und neben ihn gesetzt. Als er angekommen war, war Max allein in seinem Zimmer gewesen. Zuerst hatten sie nur ein paar Worte gewechselt, aber es war Till gleich aufgefallen, wie mitgenommen Max wirkte. Und dann hatte Max angefangen, zu

erzählen.

Von der Magensonde, die sie ihm gelegt hatten, davon, dass seine Mutter die ganze Zeit bei ihm gewesen war, dass sie ihn danach zurück in sein Zimmer gebracht hatten und seine Mutter losgegangen war, um noch einmal mit den Ärzten zu reden.

„Ich hab die Augen geschlossen, um ein wenig zu schlafen - und plötzlich gehört, wie die Tür knirschte. Und als ich die Augen aufgemacht habe, stand er schon mitten im Zimmer.“

„Wer?“

„Keine Ahnung. Ein Mann, er trug einen Arztkittel und als er sah, dass ich wach war, hat er sich ganz schnell entschuldigt. Er hätte sich wohl in der Zimmernummer geirrt.“

„Hm.“

„Ja. Und dann ist er raus. Aber weißt du was?“

„Hm?“

„Ich hatte den schon mal gesehen - aber nicht hier im Krankenhaus“, Max' Stimme sank zu einem Flüstern herab, „sondern bei uns zu Hause - beim Papageienkampf.“ Seine Augen leuchteten. „Er war einer von den Gästen im Musikzimmer, verstehst du?“

Till stützte sich mit dem Ellbogen aufs Bett. „Echt?“

Max nickte mit offenem Mund. „Also bin ich aufgestanden und ihm gefolgt, aber so, dass er es nicht gemerkt hat. Über den Flur, die Treppe runter, immer hinterher, bis in die Abteilung.“

Max versuchte, sich ein wenig aufzurichten, ließ es dann aber doch

bleiben und setzte nur seinen Bericht fort. „Ohne groß nachzudenken, bin ich ihm in die Abteilung gefolgt und habe mich dort ein wenig umgesehen. Aber je tiefer ich eindrang, desto mehr fiel mir auf, dass die Kittel der Schwestern doch gar nicht so blütenrein waren, wie ich am Anfang gedacht hatte. Dass auch der Fußboden vielleicht mal gewischt werden müsste. Und ich hatte das Gefühl, unter dem Desinfektionsgeruch noch einen anderen Duft wahrzunehmen, der darunter versteckt war, einen Geruch, von dem ich mir nicht sicher war, ob ich ihn zuordnen konnte, der aber nach Kupfer zu schmecken schien.“

Max' Gesicht lag blass auf dem weißen Kissen. „Dann sah ich ihn wieder, den Arzt, der in meinem Zimmer gewesen war und den ich kurz aus den Augen verloren hatte. Er schlängelte sich zwischen den verschiebbaren Wänden hindurch. Ich ging ihm nach und kam in einen Bereich, in dem ... ich weiß nicht ... in dem irgendwie die klare Unterscheidung zwischen Durchgängen und Patientennischen aufgehört zu haben schien. Es waren viele Betten, Till, fast hundert, schätze ich. Und darin lagen Männer, Greise, Frauen, Kinder, Schwangere ... In einem Bett sah ich einen Mann und eine Frau zusammenliegen, bei einem anderen war der Bezug nicht mehr weiß, sondern wie von einer grauen Kruste überzogen. Kinder sind in Gruppen zwischen den Betten hindurchgetobt und ein Chirurg kam mir im grünen Anzug des Operationssaals entgegen. Seine Augen lagen brandrot umrändert in den Höhlen, sein Gesicht wirkte geradezu

gezeichnet. Sein Blick war fokussiert, ja?, aber jede Weichheit, verstehst du?, schien aus seinen Zügen herausgesaugt worden zu sein. Er hatte nichts Empfindliches mehr an sich, „nichts Menschliches“, musste ich denken, weil das, was er hinter sich hatte, zu radikal, zu grob und krass gewesen zu sein schien und in ihm die Empfindlichkeit zerstört hatte, die nötig ist, um mit anderen Menschen mitzufühlen.“

Max' Augen blickten Till an und Till kam es so vor, als würden auch die verletzlichen Augäpfel von Max in ihren wässrigen Höhlen buchstäblich brennen.

„Die Empfindlichkeit, die ...“, Max suchte nach Worten, „... die nötig ist, um sich für die - im Vergleich mit der Natur - winzigen Dimensionen des Menschlichen erwärmen zu können.“

Was?

Till schwirrte den Kopf. Vage glaubte er zu erahnen, was Max meinte, aber bevor er nachfragen konnte, setzte Max seinen Bericht schon fort, atemlos mit den Händen gestikulierend, mit dem Kopf hin und herruckend, mit den Augen ihn festhaltend. „Dann war der Chirurg an mir vorbei und ich hastete weiter, wie gekettet an den Kittel des Arztes, dem ich folgte, wie benommen von den Eindrücken, die auf mich einströmten. Es ging den Patienten dort unten, wie mir schien, gar nicht so schlecht, kaum einer schrie, kaum einer klagte über Schmerzen, keiner lag in seinem Bett und hatte die Augen verdreht. Und doch war es, als würde über der ganzen Abteilung so etwas wie ein Fluch liegen. Ich konnte

es mir gar nicht anders erklären ... etwas Unterdrücktes, Unterschwelliges, etwas, über das sich die Patienten der Abteilung vielleicht nicht einmal im Klaren waren. Und doch etwas, das auf mich mit Macht und Wucht einstürmte, das mir zuzuraunen schien, dass ich so schnell wie möglich dort wieder raus sollte ... „Bevor du dich ansteckst“, sagte ich mir ... „bevor es dich erwischt, es sich bei dir einnistet - du nicht mehr wegkannst - du auch die Ärzte hier unten brauchst!“

Max sank auf sein Bett zurück, tief Luft holend, von dem Bericht, von der Erinnerung an das, war er erlebt hatte, angestrengt - riss sich aber gleich wieder hoch. „Für einen Augenblick dachte ich, dass ich einen der Patienten in den Betten ansprechen sollte, ich war schon an ein Lager herangetreten, hatte die Schulter einer Frau berührt - aber da drehte sie sich um und ich sah ihre leeren Augen, das ausgehöhlte Gesicht eines Menschen, der sich selbst aufgegeben zu haben schien - und wusste, dass sie mich nicht hören würde. Niemand dort unten hätte mich gehört, Till, niemand sich gekümmert, niemand wäre auch nur auf die Idee kommen, dass es so etwas wie helfen überhaupt gibt. Denn die, die dort unten verrotten, haben vergessen, dass es noch etwas anderes gibt als die stumpfe Dumpfheit, die sie komplett ausfüllt.“ Seine Stimme rieb über seine Kehle. „Etwas anderes als die schwarze Rat- und Rastlosigkeit, die ihre Hirnwindungen durchkriecht, etwas anderes als den bitteren Ekel, der künstlich bei ihnen

unterdrückt werden muss, um sie vor sich selbst zu schützen.“

Fassungslos hatte Till ihm zugehört. Tausend Fragen kamen ihm auf einmal in den Sinn. Aber Max schien nicht mehr aufzuhalten zu sein.

„Wir haben uns geirrt, Till“, redete er unaufhörlich auf ihn ein. „Was ich da unten gesehen habe ... mein Vater ... er ist nicht allein ... es ist ... die Leute waren völlig verändert.“

Max' Augen flimmerten durch den Raum. „Das Tagebuch, die Bilder ... die Unterlagen, die wir im Keller des Gartenhauses gefunden haben?“

Ja?

„Ich hatte gedacht, der Mann in den alten Filmaufnahmen ... ich hatte gedacht, er hätte ihr etwas gespritzt, aber er hat ihr nichts gespritzt, Till, er hat sie untersucht!“

„Es geht ihm nicht gut“, musste Till denken. Es geht Max nicht gut.

„Da unten, in der Abteilung ... am Anfang ging es ja noch, aber als ich mich tiefer dort drinnen verloren habe“, unwillkürlich hatte Max Tills Hand ergriffen, „ ... sie haben dort Menschen aufgebahrt, die nur noch Zischlaute von sich geben, die wirken, als habe sich ihr Fleisch aufgelöst. Sie sehen aufgedunsen aus, ihre Körper sind ... sind quallenartig, weich, ihre Knochen müssen porös sein, sie können nur noch liegen ...“

Seine Hand krallte sich in Tills Arm. „Das sind keine Menschen mehr, Till, das sind nur noch Hölle, etwas anderes hat

sich in ihnen eingenistet, in sie hineingeschlichen, sie ausgehöhlt. Es hat von ihnen Besitz ergriffen, es hat sie besetzt, regelrecht ausgesaugt.“

„Was werden sie ihm antun, wenn sie erfahren, was er denkt“, ratterte es Till durch den Kopf, aber er sagte nichts, blickte nur herab auf das glühende Gesicht seines Freundes.

„Ich weiß nicht, was es für Wesen sind, Till“, stammelte Max, „aber sie haben die Menschen dort unten ausgesaugt, sich in ihre Hüllen geschlichen. Wenn du in ihre Augen schaust, siehst du es am besten. Zuerst denkst du, es ist nur eine Entzündung der Hornhaut, dann aber begreifst du, dass es wie eine Membran ist, die sich unter ihre Pupillen geschoben hat. Und wenn du lange genug hineinblickst, kannst du erleben, dass diese Membran für einen Augenblick zurückzuckt – und dann blickt es dich an, Till. Das Wesen, das diese Menschen besetzt hat.“

Er musste Luft holen. „Das ist keine Krankheit, es ist kein Virus – es ist eine Aushöhlung. Die Menschen sind nicht mehr sie selbst, sie sind besetzt.“ Er nickte zu dem Wasserglas, das auf seinem Nachttisch stand. Till reichte es ihm. In wenigen Zügen hatte Max es geleert. Aber er war zu schwach, um es selbst zurückzustellen. Till nahm es ihm ab.

„Ich weiß nicht, wie viele es sind“, sagte Max schließlich, „aber ich bin sicher, es werden immer mehr.“ Und plötzlich standen Tränen in seinen Augen, die einfach hinaufgeschossen zu sein

schienen. „Es ist nicht mehr mein Papa, Till. Das ist nicht mein Papa, das ist einer von ihnen.“ Verzweifelt sah er Till an. „Sie haben es bisher geheim gehalten, aber sie sind schon überall. Von wann waren denn die Fotos, der Film? Die sind doch mindestens hundert Jahre alt! Es ist eine Invasion und es geht seit Jahrzehnten, verstehst du? Mein Vater ist dahinter gekommen, er hat Material darüber gesammelt. Und dann haben sie sich ihn geschnappt, er ist nicht mehr er selbst, er ist jetzt einer von ihnen.“

Till starnte Max an. „Einer von ihnen, einer von ihnen, einer von ihnen“, hallte es in seinem Kopf.

„Deshalb hat er dich bei uns aufgenommen, Till, dich wollen sie als nächsten.“

„Und warum mich?“, schoss es aus Till hervor. „Warum nicht dich?“

Max ließ die Arme auf die Decke fallen. „Sieh mich doch an. Ich ...“ Der Atem zischte aus seinem Mund, als wollte er es nicht aussprechen. Aber dann gab er sich doch einen Ruck. „Ich bin zu schwach“, flüsterte er, „damit können sie nicht viel anfangen.“

„Anfangen wofür?“, dachte Till. Aber als er Max ansah, verlor er den Mut, danach zu fragen. „Ich muss das sehen“, sagte er stattdessen, „die Abteilung.“

Max nickte und legte sich auf die Seite, so dass er aus dem Fenster sehen konnte. „Nein, klar“, sagte er, „geh‘ auch mal gucken. Sie sind so sehr mit sich selbst beschäftigt, sie werden dir schon nichts tun.“ Aber dann schaute er doch nochmal wie

erschrocken auf zu Till. „Danach kommst du aber wieder zu mir, oder?“ Seine Augen waren groß und glänzend. „Bevor sie mich wieder in den Raum bringen, wo sie mir die Spritzen geben ...“ Jetzt zitterte er am ganzen Körper. „Mama ist ja auch da, aber ... aber sie weiß doch nichts. Und wenn ich ihr sage, was ich gesehen habe ... sie will doch davon nichts wissen.“

Till hob die Hand, sodass Max seine Rechte, die sich fiebrig und klein anfühlte, dagegen klatschen lassen konnte.

„Oder soll ich hier bleiben, erstmal“, fragte Till leise, „hier bei dir?“

„Nein, schon okay“, murmelte Max, „beeil dich - und erzähl mir, was du gesehen hast.“

„Und wo genau? Welche Treppe?“

„Den Gang runter, die letzte Tür rechts, dann immer nach unten ...“ Max' Stimme verlor sich.

Till sah noch kurz auf ihn herab, dann stand er auf und verließ das Zimmer. Und als er die Tür hinter sich schloss, hatte er das Gefühl, dahinter zu hören, wie Max' Körper geschüttelt wurde, weil Max mit aller Kraft versuchte, des Zitterns, der Tränen, der Aufregung Herr zu werden.

BERLIN GOTHIC 2

Epilog

Tagebucheintrag

Ein Hund.

Aber einem Passanten einen Hund entreißen?

Und wilde Hunde? Gibt es nicht ...

Eine Katze? Zu klein ...

Ein Vogel?

,Eine Ameise'?

Nimm einen Hund!

...

Ich habe ihn mir schon aus dem Tierheim geholt.

Sie wollten mir einen Dackel andrehen. Aber ich wollte keinen Dackel. Ich wollte einen richtigen Hund, einen großen Hund, mit glänzendem Fell und leuchtenden Augen.

Na, hechelst du?

Noch etwas Wasser?

Was für eine herrliche Kreatur! Fast scheint es, als habe er mich schon in sein Herz geschlossen. Wie ich ihn.

Wie lange will ich noch warten?

Wird er mir nicht immer mehr ans Herz wachsen, je länger er bei mir ist?

Ja - ist das nicht genau, was ich brauche?

(Hast du auch genug Kraft, wenn du ihn wirklich liebst?)

JA!

Du Einflüsterer, du verkrüppelter Wicht!

ICH HABE GENUG KRAFT!

Komm her, mein Hündchen, leg deine Schnauze auf mein Knie.

So ist's brav. Ein lieber Kerl bist du.

(Wie er mir vertraut.)

Nun gut, es ist Zeit.

*Wir können nicht immer nur warten und
dies Tagebuchheft vollkritzeln.*

Es ist Zeit zu HANDELN!

*Komm, Hund, Herrchen holt nur noch was
und dann gehen wir in den Wald.*

*(Ich brauche auch eine Plane ... ich kann
nicht mit besudelter Kleidung durch die
Nacht fahren. Und eine Schippe? Soll er
dort unter den Bäumen liegen bleiben?)*

Ach was!

*Ich brauche gar nichts. Nicht mal ein
Messer. Ich kann ihm auch einfach das
Genick brechen.*

Heute

„Du darfst Butz nicht verlassen“, hatte er gesagt, als sie in seinen Armen gelegen hatte. „Sie ...“

„Wer sie, Frederik?“

Aber er hatte ihr nicht geantwortet, sondern einfach weiter geredet: „ ... wenn sie herausbekommen, dass ich dir von ihnen erzählt habe ... dass du deshalb Butz verlassen hast ... “

Claire dreht sich zur Wand. Neben ihr liegt Konstantin und sie fühlt, dass er wach ist.

Frederik hatte seinen Satz nicht beendet. Sie hatte ihn bestürmt, aber er war ihr ausgewichen. Und doch hatte kein Zweifel daran bestanden: Wenn sie - wer auch immer „sie“ waren - herausbekamen, dass er ihr von ihnen erzählt hatte, würden sie sich an Frederik halten. Und schlimmer noch: Allein wenn sie Butz verließ, würde das Frederik in Gefahr bringen.

Sie fühlt, wie Konstantins Hand das T-Shirt emporschiebt, das sie als Schlafanzug trägt. Er ist in ihr Zimmer gekommen, hat sich zu ihr gelegt - sie hat es nicht gewagt, ihn zu bitten, sie allein schlafen zu lassen. Die Erregung, die ihn durchläuft, scheint wie ein Knistern den ganzen Raum zu erfüllen.

Sie hat ihn schon im Arbeitszimmer zurückgestoßen. Aber das ist es nicht, was sie am meisten beschäftigt. Sie kann mit

ihm schlafen, sie hat ihn immer gern gehabt, ja vielleicht sogar geliebt - wie sie eine Zeit lang geglaubt hat. Was sie jetzt quält, ist, dass sie ihn noch immer mag, dass sie ihn respektiert und ihm zugleich das antun muss: Ihm verschweigen, dass sie nur aus Angst um einen anderen mit ihm schläft. Das hat er nicht verdient. Und doch weiß Claire nicht, was sie tun soll. Seine Bewegungen verwirren sie, der Drang, der ihn durchströmt, wird immer unaufhaltbarer.

Sie unterdrückt ein Stöhnen, als er sie auf den Rücken dreht und sich neben ihr aufrichtet. Er hat ihr das T-Shirt fast völlig abgestreift, ihre Nacktheit stachelt ihn auf, peitscht ihn auf, reißt ihn auf, wie eine gerade erst verschorfte Wunde.

Seine Lippen wandern an ihr herab und sie legt ihre Hände auf seinen Nacken. Als es geschieht, berühren ihre Lippen sein Ohr. In die Unerbittlichkeit, mit der er mit ihr schläft, scheint sich so etwas wie eine Ahnung von dem geschlichen zu haben, was ihr durch den Kopf geht.

Sie spürt, dass Butz von ihr wie durchtränkt ist. Von der Glattheit ihrer Haut, der Wölbung ihrer Brüste, dem Duft ihrer Haare, dem Glanz ihres Blicks, den Bewegungen, mit denen sie sich ihm ausliefert, dem Geräusch ihres Atems ...

Es geht durch ihn hindurch wie ein Riss. Er dreht sich auf den Rücken, hält sie fest in seinen Armen, so dass sie auf ihm zu liegen kommt.

Sie muss die Augen öffnen - er sieht sie an.

Sie darf nichts sagen - und fühlt, wie sich ihr Gesicht zu einem Lächeln verschiebt, einem Lächeln, bei dem ihre Zähne zu sehen sind, einem Lächeln, dem er - wie sie nur zu gut weiß - noch nie widerstehen konnte.

„Na“, haucht sie.

„Na.“ Sein Griff verstärkt sich, ihre nackten, verschwitzten Leiber pressen sich aufeinander.

Sie legt den Kopf auf seine Brust, ihre Haare fließen über seinen Körper, ihre Hände wandern über seine Haut.

Und mit einem Mal begreift Claire, dass sie vielleicht nicht die Kraft haben wird, Frederik zu beschützen.

3

„Es ist unser Rattenmann.“ Felix' Augen schillern. „Erst war er scharf darauf, von Ameisen und Heuschrecken überkrabbeln zu werden. Dann habe ich gesagt: Warum versuchst du's nicht mal mit Ratten?“

Till starrt auf die Wand, hinter der die Schreie des Mannes immer wieder zu hören gewesen sind.

„Wir haben ein paar von ihnen hinter ein Gitter gesperrt, das jedoch so dünn ist, dass sie es durchnagen können.“ Felix nickt - und Till sieht es vor sich. Das nackte Pfötchen am Ende des pelzigen Beins, die spitzen Krallen, die sich durch die feinen Maschen des Zauns hindurchstrecken. Oberhalb der Pfote hat das Tier seine Zähne an die Maschen des Gitters gesetzt. Seine Nase hüpfst auf und ab, die Zähnchen vibrieren, zwacken, nagen und beißen auf den Draht, der bereits spröde wird, brüchig, dünn - bis er mit einem hellen, allerfeinsten Knacken an der Stelle zerburst, die die Ratte angenagt hat. Stolz auf ihren Erfolg streckt sie ihr Pfötchen durch die vergrößerte Öffnung und setzt die Zähne an die nächste Masche.

„Sie bedecken bereits den Boden“, flüstert Felix neben ihm, „krabbeln übereinander, recken ihre Nasen und drücken sich mit ihren nackten Krallen gegen seine Füße.“

Till keucht. „Er will nicht mehr, warum lässt du ihn nicht raus?!"

Aber Felix scheint Till gar nicht gehört

zu haben. „Sie greifen nach seinem Hosenbein, eine hat begonnen, darunter emporzukriechen, andere krabbeln außen daran entlang. Er dreht sich im Kreis, reißt sie herunter, schleudert sie gegen die Wand, tritt um sich und kickt sie weg ... aber es kommen immer mehr. Und er weiß, wann er verloren haben wird. Wenn es ihnen gelungen sein wird, ihm eine Wunde zu nagen. Wenn sie sein Blut gerochen haben und begreifen, dass ER das ist, was sie suchen. Nahrung. Dass sie ihn auffressen können, annagen, abnagen, sich an seinem Fleisch sattessen, bis sie so schwer sind wie kleine Katzen und auch genauso groß.“ Er starrt Till an. „Und weißt du warum?“

„Warum was?“

„Warum wir das machen.“

„Nein.“ NEIN!

„Um ihn zu prüfen, Till. Um zu sehen ... um zu sehen, was in ihm steckt.“ Felix' Gesicht zieht sich auseinander, als ob er lachen muss. „Was in ihm steckt“, wiederholt er, die Lippen bewegend aber lautlos.

„Um Gottes Willen“, die Stimme ist leise und heiser. „Lass mich endlich hier raus, Felix.“

Tills Haut glüht von den Wunden, die er sich gerissen hat, seine Nerven sind von den Schreien des Rattenmannes hinter der Wand wie versengt.

„Sie wollten es so, es sei so schön“, raunt Felix Till zu und nickt hinüber zu den Gestalten mit den Ziernarben, Piercings und Höckern, die sich unter der Frau an der Decke zusammendrängen. „Sie wollten, dass dir ein Mittel gespritzt wird, das die Muskeln in regelmäßigen Abständen kontrahiert. Das sind keine Maden unter deiner Haut, Till. Die Wellen entstehen, wenn sich die Muskeln zusammenziehen – es wird sich rasch wieder geben ...“

Till hat seine Arme vor sich ausgestreckt und starrt darauf, im Kopf ein Rauschen.

„Und die Nähte“, hört er Felix, „gehören auch dazu.“

„Gehören auch dazu ...“

„Dazu, dass es schöner ist“ – aber im gleichen Moment wird Felix von einem Schrei des Rattenmanns hinter der Wand unterbrochen.

Gequält dreht Till Felix den Kopf zu – sieht, wie Felix auf eine senkrechte Stange deutet, die an der Wand befestigt ist. „Das ist der Griff! Es ist nur eine Holzwand, Till. Ich bin nicht derjenige, der den Rattenmann rauslassen muss – du kannst es selbst machen.“

Tills Blick springt in Felix' Augen. Was soll das? Was bezweckt er damit?!

Felix' Zunge schnellt über seine Unterlippe. „Aber ich sage es dir in aller Klarheit, Till. Vertrau mir - warte die zwei Minuten ab, die noch bleiben - und der Mann lebt, auch wenn er jetzt schreit.“

„Oder?“

„Oder warte nicht, reiß die Wand zurück - und du wirst ihn töten. Du wirst zugleich das Gitter aufreißen, das ihn noch davor schützt, von so vielen Nagern überrannt zu werden, dass er sich nicht mehr dagegen wehren kann.“

Ein neuer Schrei teilt die Luft. Till kann die Worte nicht verstehen. Es klingt, als ob der Mann hinter der Wand bei lebendigem Leibe gebraten wird.

Tills Hand zittert.

„Eine Minute noch - “

„Dann ist er tot“, Till brüllt, „ist es das? Dann habe ich zu lange gewartet! Du willst mich wahnsinnig machen - du willst, dass ich warte, obwohl ich ihn schreien höre - dass ich warte, bis es zu spät ist - bewusst warte, bewusst es versäume, den Mann zu retten, der um Hilfe schreit!“

„Wie du meinst“, Felix fährt sich mit gespreizten Fingern durchs Haar, „ich habe dir gesagt, was ich denke.“

„Ich höre euch doch“, dringt die Stimme durch die Wand. „Seid ihr wahnsinnig. Sie - “

Die Stimme verzerrt sich. Till sieht es vor sich, wie sie begonnen haben, den Rattenmann zu verspeisen. Wie er sich zu seiner Hose herabbeugt, in die ein Nager

von unten hineingekrochen ist. Der Schmerz rast durch seinen Körper, er reißt, die Naht der Hose platzt auf, er starrt auf seine Haut, in die sich die Ratte gewühlt hat, die Krallen in sein Fleisch gegraben, die nackte Nase schon unter die Haut geschoben.

„Vertrau mir Till“, Felix deutet auf die Uhr an seinem Handgelenk, „nur noch ein paar Sekunden.“

„Ich soll dir vertrauen - nachdem du mich hierher gebracht hast, nach dem, was hier unten passiert ist? Nachdem ihr was? Mich umoperiert habt?!"

Felix' Augen glänzen. „Genau das, mein Freund, das ist ja gerade die Herausforderung!“

Tills Nerven flattern. Die Schreie überziehen sein Denken wie Sirup, er kann keinen Gedanken fassen. Aber er reißt sich zusammen, mit einem Satz ist er an der Wand, hinter der der Rattenmann schreit -

„Denk nach, Till!“

Er fährt herum, Felix steht mitten im Raum, sein Kopf stößt fast an die Decke. „Warum sollte ich dir beweisen, dass du mir NICHT trauen kannst? Du weißt, dass ich dich noch brauche! Also! Warum sollte ich das tun?“

„Was weiß ich! Vielleicht willst du mir beweisen, dass ich mich noch einmal von dir habe täuschen lassen! Woher soll ich wissen, was dein kranker Verstand ausbrütet?!" Till ist wie von Sinnen.

„Du kennst mich gut, Till. Hab ich jemals etwas getan, was keinen Sinn macht?“

Nein.

„Eben. Was könnte ich davon haben: Du hörst auf mich, wartest ab - öffnest die Tür und es ist zu spät - sie haben sein Gesicht bereits zerbissen. Was hätte ich davon, Till? Würde ich dich damit nicht für immer verlieren? Oder aber du wartest, öffnest erst dann die Tür, wenn ich es dir sage - und er lebt! Meinst du nicht, ich will dir zeigen, wie recht du daran tust, mir zu vertrauen?! Wie du ein Leben retten kannst - wenn du auf mich hörst?“

„Aber er stirbt doch - er stirbt! Ist nicht genau jetzt die letzte Chance, ihn noch zu retten?! Und ich lasse mich nur noch einmal von dir ins Unrecht stürzen, wenn ich jetzt nicht auf dieses Schreien höre?!“

Felix lacht, dass es das Brüllen hinter der Wand übertönt. „Tja, Till - genau DAS ist es: Das Leben des armen Kerls hängt von dem Vertrauen ab, das du mir entgegenbringst! Also - was machst du? Was ...“

Aber da presst Till die Hände auf seine Ohren - um diese Schreie, diesen Wahnsinn nicht länger zu hören. Doch es nützt nichts, er sieht, wie Felix die Lippen weiter bewegt, kann nicht anders, als die Worte, die Felix hervorzieht, durch seine Hände hindurch weiter vernehmen.

„Was ist es, Till - hörst du auf deinen Verstand - oder auf deinen Bauch?“

Das ist es - darum geht es ihm?

„Schwankst du - überlegst du noch?“

Till fühlt förmlich, wie der Rattenmann zu Boden geht - wie sie an ihm empor springen, auf seinen Rücken krabbeln,

in sein Haar rutschen, mit ihren Pfoten über seine Stirn kratzen. Und er hört, wie der scheinbar endlose Strom eines geborstenen Lautes dem Mund des Mannes entquillt. Er scheint keine Luft mehr holen zu müssen, der Schrei des Entsetzens fließt einfach aus ihm heraus - während das Getier in ihn eindringt.

„Ist das nicht auch eine Entscheidung, Till - wenn du schwankst - eine Entscheidung gegen den Bauch?“ Felix johlt. „Die Zeit läuft ab, Till, während du schwankst! Sie läuft ab für dich - und für ihn! Denk dran - dein Schwanken könnte ihn das Leben kosten!“

„Aber wenn ich die Tür öffne - du hast es gesagt - ich würde ihn dadurch erst töten!“ Till spürt, wie sein Kopf wackelt, wie sein Springen in der Entscheidung, sein Zögern und Schwanken ihn regelrecht zittern und vibrieren lässt, wie es an ihm rüttelt - während die Schläge seines Herzens nur noch stolpern ...

Da sieht er, wie Felix die Hände hochwirft.

„Jetzt!“, hört Till ihn rufen - er fährt herum, hat den Griff an der Wand gepackt - reißt daran - die Holzwand rattert über Rollen zurück - und er starrt in den Raum, der sich dahinter entborgen hat.

„NICHT ER IST ES, DEN WIR PRÜFFEN, TILL“, hört er hinter sich Felix schreien, „DU BIST ES!“

Till springt - in das Loch, das sich hinter der Holzwand aufgetan hat - ohne sich noch einmal zu Felix umzudrehen.

Ein kahler Raum, unverputzt hochgemauerte Klinkerwände.

Fassungslos starrt er auf den Boden.

Dem Gerät entwindet sich ein Schrei, der Till wie mit Zangen zu packen scheint.

Es geschieht, bevor er nachdenken kann. Sein Bein schießt in die Höhe - dann bohrt sich der Hacken seines Schuhs in das Gerät. Plastik knirscht - ein spitzes Jaulen - Knacken - Stille.

Till atmet aus. Eiskalt steht ihm der Schweiß auf der Stirn. Es war kein Mann, der hier geschrien hat, es war nur die Stimme einer Aufzeichnung!

Die Neonlampen, die in dem gemauerten Loch an die Decke montiert sind, knistern. Tills Blick fällt auf seine Arme, die er im Dämmerlicht des Kellerraums kaum hat sehen können.

Hier in dem Neonschein jedoch erkennt er es: Die Nähte, mit denen sie seine Arme an seinem Oberkörper fixiert hatten - die Naht, die seine beiden Beine verbunden hatte ... es ist ihm so vorgekommen, als hätte eine Nähmaschine mit winzigen Stichen sein Fleisch geradezu zusammengetackert, zusammengeschweißt. Jetzt aber sieht er, dass er aus nur wenigen Punkten blutet. Zwei an jedem Arm, drei an den Beinen. Mehr ist es nicht. An mehr Stellen hatten sie seine Körperteile nicht miteinander

vernäht.

Er fährt herum. Verwirrt von der Plötzlichkeit, mit der er herausstürzt aus dem Alptraum, in dem er gefangen gewesen ist.

„FELIX!“ Sein Blick zuckt zurück in den Kellerraum, aus dem er in das Loch mit dem Abspielgerät hinunter gesprungen ist. Der Boden des Kellerraums liegt etwa einen Meter höher als der Boden, auf dem er jetzt steht - oberhalb einer Öffnung, die sich darunter in die Tiefe schraubt. Von dem Neonlicht geblendet kann Till in den Kellerraum kaum hineinsehen.

„FELIX!“

Keine Antwort. Mit einem Schritt ist Till an der hohen Stufe, legt die Arme auf den Kellerboden, starrt in die Dunkelheit.

Der Kellerraum ist leer - nur die Frau hängt noch an den Fischhaken von der Decke!

Die Gestalten, die sich darunter zusammen gedrängt hatten - keine von ihnen ist mehr zu sehen. Von Felix keine Spur! Sie müssen den Raum verlassen haben, kaum dass Till in das Loch hinuntergesprungen ist.

Mit einem Satz wuchtet er sich auf den höheren Boden, rollt sich ab, reißt sich hoch.

Ist es Felix darum gegangen? Ihn zu beschwatschen - ihn wanken und schwanken zu lassen ...

„Was ist es, Till‘, hallen Felix‘ Rufe in Till nach, „hörst du auf deinen Verstand oder auf deinen Bauch?“

Tills Blick fällt auf die Frau, die an den Fischhaken suspendiert ist. Langsam dreht sich ihr Leib in der heißen Luft. Er

sieht ihren weit in den Nacken gesunkenen Kopf, sieht, wie ihre Lider einen Spalt weit offen stehen. Ihr Genick - es muss doch längst überlastet sein ... Er tritt zu ihr, hält ihren Kopf in den Händen, will ihn abstützen, davor bewahren, noch weiter und immer weiter abzuknicken ...

„Hören Sie mich?!“

... aber in dem Moment, in dem er fühlt, wie schwer ihr Schädel in seiner Hand liegt, dass ihr Hals nachgibt und kein Muskel in ihrem Körper mehr angespannt ist, wird ihm klar, dass sie sie zu lange haben hängen gelassen. Dass sie schon längst nicht mehr in Ekstase, in Entrückung von der Decke baumelt, sondern als Leiche, als Kadaver, als entseelter Leib.

Da bricht es los.

Es ist ein Tosen, als würde eine Staumauer geöffnet werden, ein Kratzen, Schaben und Quielen. Entsetzt lässt Till den Kopf der Leiche los, hört die Knorpel im Genick knacken, als der schwere Schädel nach unten sackt - fährt herum -

und sieht, wie sie aus dem Kellerloch, das sich hinter der Holzwand geöffnet hat, nach oben gespült werden. Ein Schwall kleiner, pelziger Körper, eine Flut von Ratten, die so rasch ansteigt, dass innerhalb von Sekunden die meterhohe Schwelle vom gemauerten Loch in den Kellerraum gefüllt - und überbrückt ist.

Schon rutschen die Krallen der Tiere über den Zementboden, sie rennen nicht, sie werden von den Massen, die nachrücken, nach vorn geschoben. Till sieht, wie sie ihre Nasen recken, mit ihren nackten Schwänzen

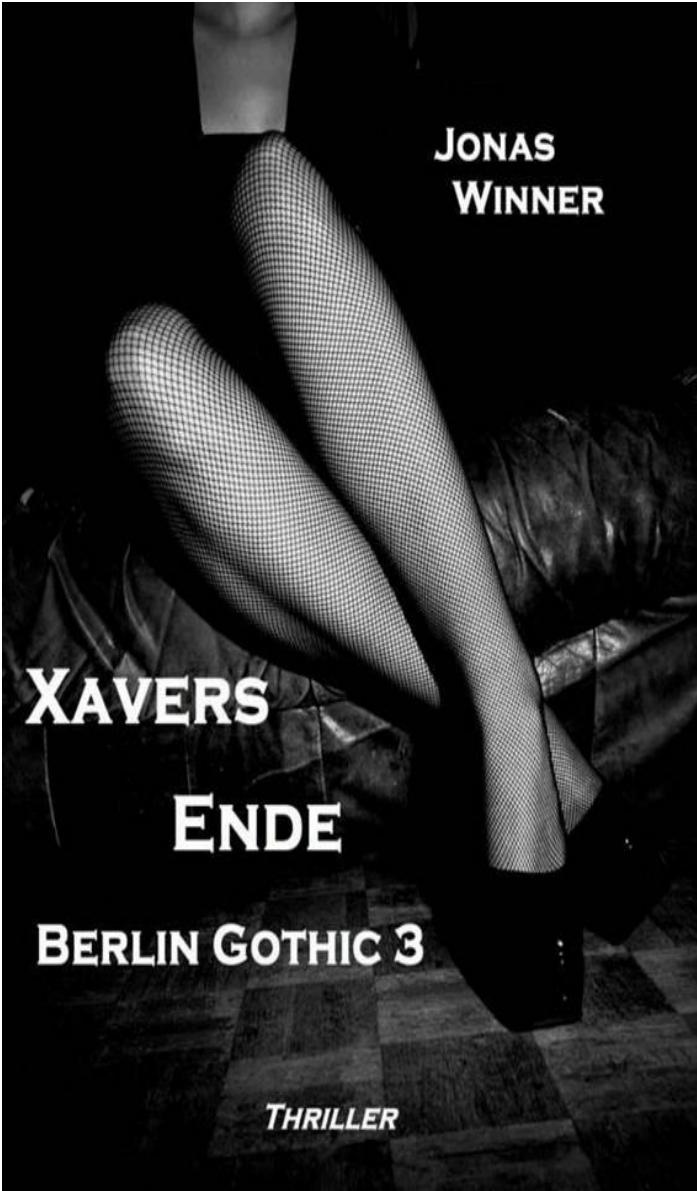
wedeln, riecht den Aasgeruch, der von der lebendigen Welle, die auf ihn zukommt, aufsteigt - und presst sich ohnmächtig vor Bestürzung gegen die Betonwand, die hinter ihm aufragt.

,Nicht er ist es, den wir prüfen - du bist es, Till', gellen ihm Felix' Schreie im Ohr.

Prüfen? Was ist es, das sie prüfen? Was in ihm steckt? Da durchschießt Till die Erkenntnis wie ein gleißendes Licht: Muss es nicht das sein, was sie prüfen - ob auch er sich verändert?

ENDE ZWEITER BAND

Wie geht es weiter
mit
Till, Max und Lisa,
Xaver und Julia,
Claire, Butz und Frederik ...



JONAS
WINNER

XAVERS
ENDE
BERLIN GOTHIC 3

THRILLER

BERLIN GOTHIC

Band 3
„Xavers Ende“

erscheint November 2011

Konstantin Butz misstraut seinen Kripo-
Kollegen ...

Claire Bentheim macht eine grausige
Entdeckung ...

Till Anschütz erfährt, was Max' Vater mit
ihm vorhat ...

... und Max Bentheim geht bis zum
Äußersten.

Jonas Winner
BERLIN GOTHIC
Ein Thriller in sieben Bänden

Berlin Gothic 1
„Berlin Gothic“
August 2011

Berlin Gothic 2
„Die versteckte Stadt“
September 2011

Berlin Gothic 3
„Xavers Ende“
November 2011

Berlin Gothic 4
„Der versteckte Wille“
Dezember 2011

Berlin Gothic 5
Februar 2012

Berlin Gothic 6
April 2012

Berlin Gothic 7
Juni 2012
(Abschlussband)

Inhaltsverzeichnis Band 2

PROLOG

1
2
3

Erster Teil

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10

Zweiter Teil

1
2
3
4
5
6
7

Dritter Teil

1
2
3
4
5
6
7
8
9

Vierter Teil

1
2
3
4
5
6
7
8

Epilog

1
2
3
4
5

Wie geht es weiter
Werde Teil der Berlin Gothic Welt ...

Werde Teil der Berlin Gothic Welt ...

Klicke „Gefällt mir“ auf der [Jonas-Winner-Facebook-Seite](#), berichte über Deine Erfahrung mit „Berlin Gothic“ auf Deinem Blog, Deiner Website, Deiner Facebook-Seite, einem Bücher-Forum, das Du magst ([LovelyBooks](#), [Büchertreff](#), etc.), oder Twitter, maile an jonas@jonaswinner.de fürs Gästebuch, lade eine Video-Rezension auf youtube hoch oder schildere Deine Eindrücke auf [amazon](#) - zeige, dass Du ein Fan von „Berlin Gothic“ bist, lass Deiner Phantasie freien Lauf -

und Dein Name/Username wird im letzten Band der Reihe, im Nachwort von „Berlin Gothic 7“ dankend erwähnt werden!

Vergiss bitte nicht, eine kurze Mail mit einem Link zu Deinem Beitrag an jonas@jonaswinner.de zu schicken, damit er nicht übersehen wird.

Diese Aktion geht nur, solange ich an den Büchern noch schreibe!

Ich freue mich über
Anregungen, Kritik, Feedback, etc:
jonas@jonaswinner.de

Alle updates zum Berlin Gothic Universum
auf
jonaswinner.com
und
www.jonaswinner.de

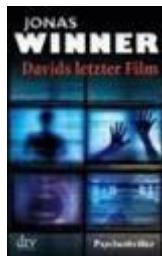
Facebook / Twitter / amazon

... oder eine Mail an:
newsletter@jonaswinner.de
Sie werden informiert, wenn ein neuer
Band erscheint,
Stichwort 'Newsletter' genügt.

Vielen Dank für Ihr Interesse!

„[A]usdrückliche Leseempfehlung“ -
Harry Luck, Focus.de

„[S]tilistisch klar und knapp, düster,
erschreckend und faszinierend zugleich“ -
Katja Schumann, Rundschau Neumarkt



[„David's letzter Film“](#)
[Psychothriller \(abgeschlossen\)](#)
[dtv, 350 Seiten](#)
[Paperback und E-Book bei amazon](#)

[Buchtrailer](#)

Inhaltsverzeichnis

PROLOG	8
1	9
2	12
3	15
Erster Teil	20
1	21
2	30
3	34
4	41
5	51
6	60
7	62
8	65
9	68
10	73
Zweiter Teil	77
1	78
2	84
3	96
4	100
5	106
6	118
7	123

Dritter Teil	127
1	128
2	133
3	137
4	145
5	153
6	162
7	173
8	178
9	183
Vierter Teil	187
1	188
2	195
3	201
4	207
5	212
6	222
7	230
8	236
Epilog	240
1	241
2	243
3	246
4	248
5	253

Wie geht es weiter	257
Werde Teil der Berlin Gothic Welt ...	264